6/1990 Preis 0,80 M

DDR-ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Frühlings-erwachen

Bilder und Meinungen im deutschen März 1990

Weser-Urlaub

Camping in Westfalen — neues Preisrätsel

Titel: Horst Wustrau

Nach Bismarck, Wilhelm, Hitler

DAS VIERTE REICH?

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Bilderbogen
Deutscher Frühling '90 – Beobachtungen mit der Kamera, Empfindungen von Zeitgenossen **Seiten 4–11**

Nachrichtenmagazin
Seiten 12–15

Dialog
Gedanken zur Zeit von Pfarrer Friedrich Schorlemmer **Seiten 16–19**

Geschichte
Grenzen gestern und heute **Seiten 20–21**

Ikonen-Irrfahrt
Dreister Schmuggelversuch endete an der Oder **Seiten 22–23**

Dokumentation
Stalin – Legende und Wirklichkeit **Seiten 24–26**

Reisewelt
Tips und Trends: Wo DDR-Bürger billig Urlaub machen können – Jugendherbergen zwischen Nordsee und den Alpen **Seiten 27–31**

Premiere
George Taboris „Mein Kampf" jetzt im Maxim Gorki Theater **Seiten 32–33**

Literatur
Václav Havel: „Ein Wort über das Wort" **Seiten 34–35**

Humor **Seiten 36–37**

Rätsel **Seiten 38–39**

Kinderserie
„Zar Wasserwirbel" **Seite 41**

Lyrik und Musik
Der südafrikanische Dichter Mzwakhe Mbuli **Seiten 42–43**

Leserforum
Seiten 44–45

Umweltschutz
Himmelsauge über Moskau **Seiten 46–47**

Sport
Nach der Beichte wieder mit Rückenwind: Kanadas Sprinter Ben Johnson **Seiten 48–49**

Naturschutz
FREIE WELT-Reporter auf Exkursion im Reich der Biber bei Woronesh **Seiten 50–55**

Redaktionsschluß für dieses Heft: **19. 3. 90**

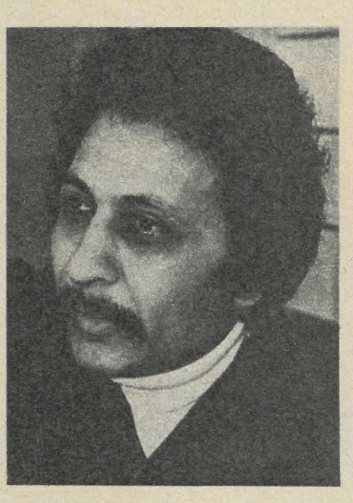
Wolfgang Mattheuer: „Die Flügel ziehen himmelwärts"

Der Künstler stellte diesen und andere Holzschnitte dem Gedichtband von Adel Karasholi „Daheim in der Fremde" zur Verfügung.

In der Fremde daheim?

Als ich jenen, inzwischen in aller Welt berühmt gewordenen Ruf der Leipziger Demonstranten „Wir sind das Volk" und „Wir bleiben hier" vernahm, sagte ich mir, darüber ließe sich eine Hymne schreiben. Man würde sich ihretwegen nicht zu schämen brauchen. Die Zeit ließ mir jedoch keine Zeit, sie lief mir weg, lief mir voran. Meine neunjährige Nichte, die in Berlin geboren wurde, durfte neuerdings mit den Kindern, mit denen sie bis vor kurzem gespielt hatte, nicht mehr spielen. Die Spiele, so sagte man ihr, seien nur für Deutsche. Vom Einkaufskorb einer Ausländerin wurden die 30 Brötchen, die sie kaufen wollte, weggenommen, weil sie den Ausweis nicht bei sich hatte. Die Kaufhalle, in der sie seit mehr als 10 Jahren einkaufen geht, befindet sich um die Ecke, man kennt sie dort gut. In der Nähe eines Studentenwohnheimes in Leipzig, wo auch ausländische Studenten leben, stand ein Transparent mit der Aufschrift „Demokratie nur für Deutsche". Später setzte jemand ein Fragezeichen.

Dr. phil. Adel Karasholi wurde 1936 in Damaskus geboren. Er ist Staatsbürger der Syrischen Arabischen Republik. 1961 kam er in die DDR und lebt seitdem in Leipzig. Seit 1969 arbeitet er als Lektor an der Sektion Afrika- und Nahostwissenschaften der Karl-Marx-Universität. Adel Karasholi wurde kürzlich Mitglied des Vorstandes des Schriftstellerverbandes der DDR. Für seine Gedichte und Essays, die er auch in deutscher Sprache schreibt, erhielt er den Kunstpreis der Stadt Leipzig.



Daheim in der Fremde

Hier halt ich mich fest
An den Schultern einer Frau
Doch Hiersein ist mehr

Abwesend will ich nicht sein
Ansässig im gemütlichen Treibhaus
In der netten zufriedenen Stube

Meine zwei Länder und ich
Wir sind vermählt
Bis daß der Tod uns scheidet
Und jetzt bin ich hier
Unter euch
Mit euch
Und ich lasse nicht ab von mir
Und von euch

In diesem Land
Hier
Dahin ich gekommen bin
Mit grünen Träumen um die Stirn

(Auszug)

Geschrieben 1980

Ich lebe aber und arbeite in diesem Land, immerhin seit mehr als einem Vierteljahrhundert. Ich bin seit 25 Jahren noch immer mit derselben Frau verheiratet, was in diesen Breiten nicht unbedingt ganz selbstverständlich ist. Meine beiden Kinder sind hier geboren und aufgewachsen. Ich habe sogar eine Enkelin, und Großväter wissen, was Enkelkinder für Großväter bedeuten. Außerdem verbinden mich mit Leipzig, wo ich lebe, trotz der stinkenden Luft und verfallenen Häuser, Freundschaften, Erinnerungen und Augenblicke, die unter meiner Haut nisten, worüber kein Gras wachsen kann.

Ich beabsichtige keineswegs, die Sache zu dramatisieren, noch Angst zu schüren oder gar herbeizureden. Mag auch diese Erscheinung noch eine Randerscheinung darstellen, ich bitte trotzdem mich zu verstehen, wenn ich sie für mich persönlich wenigstens als ausländischer Bürger, der hier lebt und weiter leben will oder muß, als substantiell und existentiell bezeichne und auch betrachte.

Die Geschichte lehrt außerdem, daß Randerscheinungen, die als solche unterschätzt wurden, unter bestimmten Bedingungen den Rand durchbrachen, um ihre dunklen Schatten auf das ganze Umfeld menschlichen Daseins zu werfen und Unheil zu stiften. Auf die Gefahr einer Eskalation muß aufmerksam gemacht werden.

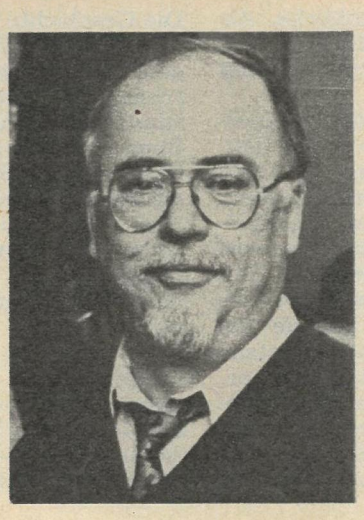
Viele Visionen und Hoffnungen sind in diesem Lande enttäuscht worden. Zu den Traditionen aber, die unbedingt bewahrt werden müssen, gehört der Solidaritätsgedanke. Dieser Gedanke, der in diesem Land als Maxime wenigstens verbal proklamiert wurde, wurde von vielen, vielen Menschen ernst genommen. Ich kann mir, und ich will es mir einfach nicht vorstellen, daß er wirklich spurlos an den Menschen vorbeigegangen ist…

In unserer Zeit, da die Welt nie als eine Einheit begriffen werden und bestehen kann, ist der Dialog dringender denn je geworden, und Dialog heißt nicht nur Gespräch, sondern Kommunikation im weitesten Sinne des Wortes – zwischen Menschen, Völkern und Kulturen. Kommunikation nicht nur mit den Landsleuten nebenan, mit den Brüdern und Schwestern, sondern auch mit den Hungernden und Unterdrückten dieser Welt. Nicht nur mit den Zeitgenossen, sondern auch mit den Urenkeln und nicht zuletzt mit der Luft und den Bäumen, mit den Flüssen und den Meeren.

Geschrieben 1990

FREIE-WELT-Reporter auf der Suche nach Bildern und Meinungen im Frühling. In diesem Frühling nach dem Herbst '89. Was brachten sie mit? Bilder, die nur aus diesem, aber auch Bilder, die aus jedem beliebigen Frühjahr stammen könnten. Jedes Bild ein Ausschnitt der Wirklichkeit, und niemand fragt mehr, ob es denn auch „typisch" sei. Dazu Meinungen, die Gefühle spiegeln. Die Bewohner dieses Landes sind aufgewühlt, von Emotionen geschüttelt. Hoffnung und Zweifel, Mut und Angst, Entschlossenheit und Ratlosigkeit, Freude und Enttäuschung, Nüchternheit und Illusion. Gleichgültigkeit ist fast ausgestorben. Blindheit nicht.

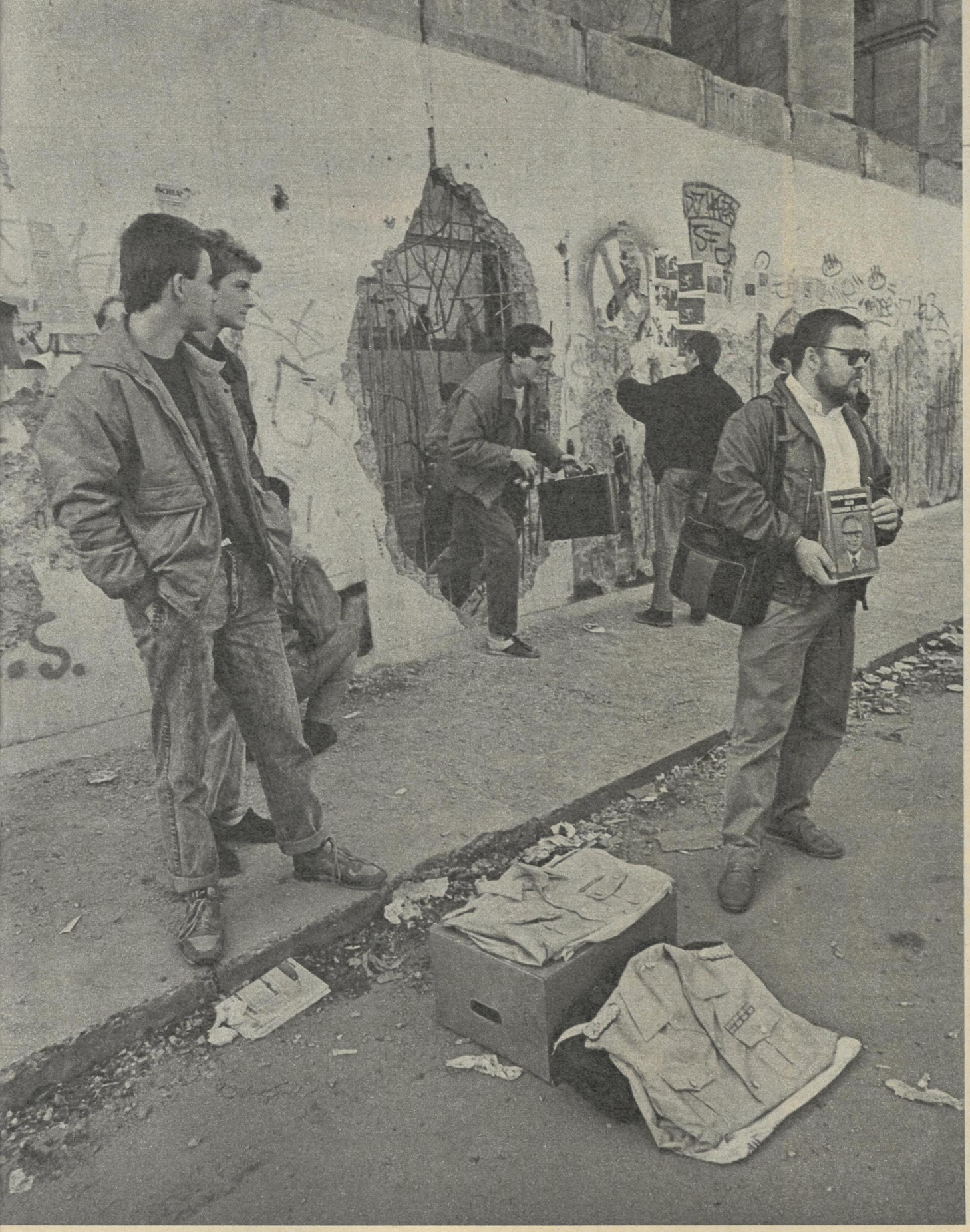
Ursula Friese, BRD
Messereferent an der deutsch-chilenischen Handelsvertretung in Santiago
Das Wichtigste für mich ist, daß Menschen spontan zueinanderkommen können, ganz gleich, wo sie zu Hause sind. Etwas Wunderbares geschieht hier. Und Berlin ist keine Insel mehr, überall kann man freier atmen. Ich empfinde so, weil ich mich vor allem als Europäerin fühle und grenzenlos ohne jede Isolation leben möchte. Wenn ich wieder mal vor der Staffelei sitze, wird dieses Frühlingsthema mich bestimmt inspirieren.



Prof. Dr. Manfred Barthel
Direktor des Museums für Naturkunde der Humboldt-Universität, Berlin
Ein schönes Gefühl, einer Einrichtung vorzustehen, die in diesen Tagen ihren Hundertsten feiert und dabei einen zweiten Frühling erlebt. Die Besucherzahlen schnellten in letzter Zeit in die Höhe. Vor allem kommen viele junge Familien aus Westberlin. Unsere neuen museumseigenen Kinderwagen sind für manchen kleinen Besucher eine zusätzliche Attraktion. Ein dankbares Publikum stärkt unser Gefühl, gebraucht zu werden und verpflichtet uns, noch konzentrierter zu arbeiten, etwas einzubringen ins Zusammenwachsen der Stadt und uns nicht würdelos aufzugeben.

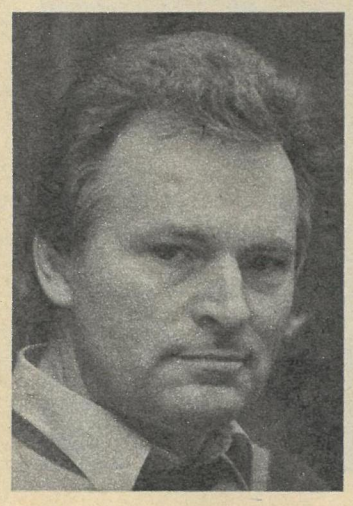
Ursula Meier
Rentnerin, Berlin
Es wäre schön, wenn endlich auch die Rentner etwas davon hätten, daß sie ihr ganzes Leben lang gearbeitet haben. Meine große Befürchtung ist, wieder einmal alles Ersparte zu verlieren, die Welt in die Brüche gehen zu sehen. Ich wünsche aus ganzem Herzen, daß endlich die Angst aufhört.

Franc Horvat
Bundesminister für Außenhandelsbeziehungen Jugoslawiens:
Ich muß sagen, daß die jugoslawische Regierung den Vereinigungsprozeß der deutschen Staaten mit Sympathie verfolgt. Ich empfinde diesen Wunsch nach einem Staat sehr natürlich. Die Bundesrepublik ist unser Handelspartner Nummer eins, zur DDR haben wir auch gute Kontakte. Wenn sie nun die Marktwirtschaft einführt wie wir vor Jahren, erwarte ich einen Qualitätssprung in den wirtschaftlichen Beziehungen mit den Deutschen. Ich hoffe für sie, daß der Frühling blüht und viele Früchte bringt.



Frühling '90

Was gestern allmächtig war und unabänderlich schien, ist zerbrochen. Reste taugen allenfalls noch als Souvenir, das bescheidenen, manchmal auch üppigen Gewinn verspricht. Poetische Sprüche sind im Schwange: Aufbruch zu neuen Ufern. Hatten wir das nicht schon? 1813 gegen Napoleon und für preußische Reformen, 1848 eine regelrechte Revolution, 1871 mit Hurra ins zweite Reich, 1918 endlich die Republik nach gescheitertem Größenwahn, 1933 der Marsch in die Katastrophe, schließlich in diesem deutschen Teilstück das Experiment, alles anders und besser zu machen als jemals zuvor. Sechs Anläufe in kaum zweihundert Jahren, und niemals das andere, das ersehnte Ufer erreicht. Muß auch der siebte Versuch scheitern?

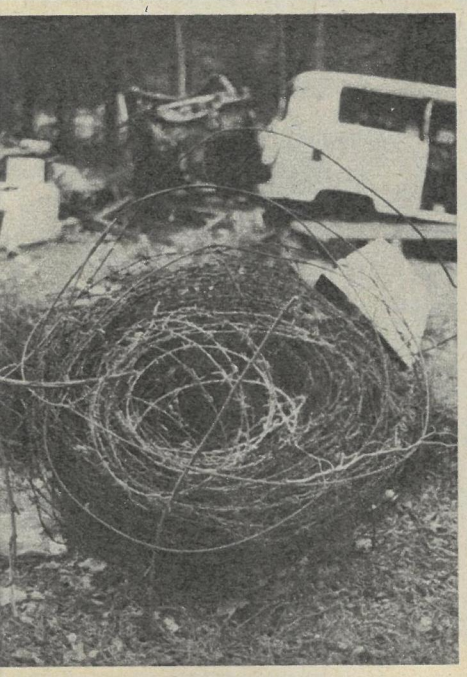


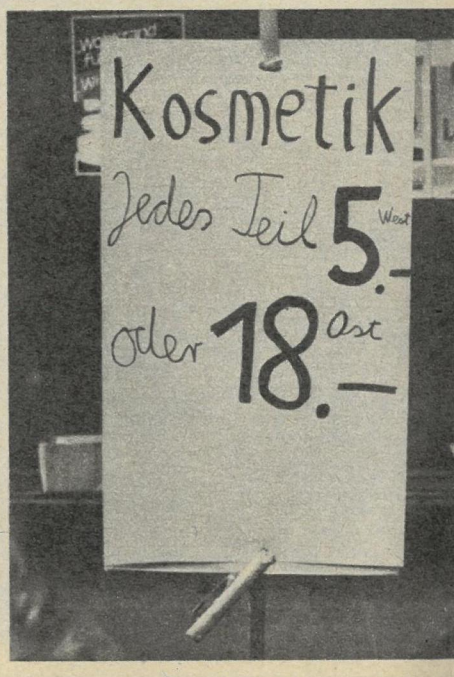
Martin Cerekwicki
Gewerbetreibender, DDR
Der Grundsatz „Politiker verhandeln – Unternehmer handeln" ist mir vertraut. Die Startbedingungen in ein freies Unternehmertum für uns sind allerdings nicht die besten. Wir haben weder genügend Kapital noch verfügen wir über Grund und Boden. Vom technischen Niveau der Ausrüstungen ganz zu schweigen. So gesehen stehen wir vor einem Neuanfang, wo sich die Chancen auf Erfolg bzw. Mißerfolg in gleicher Weise die Waage halten. Ich arbeite momentan mit meinen zehn Mitarbeitern sehr viel, um so unbelastet wie nur möglich in das Rennen zu gehen.

Beate Anders, Leichtathletin
Hallen-Europameisterin und -Weltrekordlerin im 3000-m-Gehen, DDR
Mit dem Frühling '90 verbinden sich für mich viele Gefühle und Hoffnungen. Was am allerwichtigsten ist: Ich werde bald heiraten, und es möge alles so bleiben mit dem Glück. Der Sport hat mich kürzlich zu einer wichtigen Station geführt, und ich wünsche mir von ganzem Herzen, daß er keinen Schaden nimmt und nicht nur mir, die ich soeben erst „richtig" anfing, im Streben nach Leistung weiterhilft. Und laßt uns bitte in keiner Ellenbogengesellschaft leben, in der nur der Starke eine Chance hat und der Schwache am Rande steht.

Heike Bleil
Schülerin, Ludwigslust
Ich hoffe auf viel Sonnenschein, wünsche mir einen Kinderspielplatz in der Nähe des Schloßplatzes und für unsere Stadt jede Menge Touristen. Und dann noch ein paar Malhefte von „drüben", mal sehen, was da so drin ist. Einen großen Berg Süßigkeiten möchte ich auch und weiterhin gute Zensuren in der Schule.

Risto Hemming
Direktor im Fremdenverkehrsamt, Finnland
Wir sind froh und glücklich, daß wir dies alles noch erleben können. Niemand hatte erwartet, daß es so schnell einen solchen Frühling geben wird. Diese ganze Entwicklung dient dem Frieden. Sie ist auch ein Resultat der KSZE-Konferenz von Helsinki im Jahre 1975. Damals schon wurde die erste Saat eingebracht.





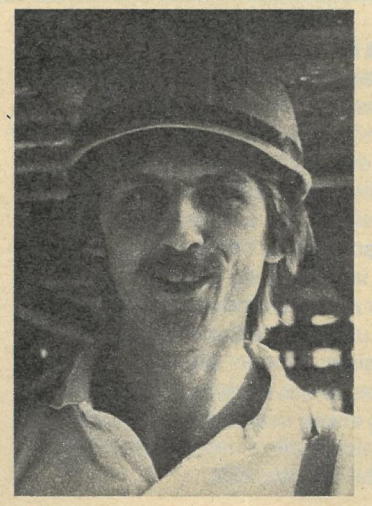
Harald Kretzschmar
Karikaturist, DDR
Meine Frühlingsgefühle habe ich quer durch's ganze Jahr. Um genau zu sein: jeden Morgen. Bei meinen Zeitgenossen in Redaktionen und anderswo muß ich dieser Tage mehr Frühjahrsmüdigkeit feststellen. Nach dem gewaltigen Aufbruch ins Neuland machen sie wieder sehr gern Pause und lassen den Kopf hängen.

Geraldine Egan
Mitarbeiterin des Irischen Fremdenverkehrsunternehmens
Für mich bedeutet Frühling vor allem fröhliche Menschen, die einander begegnen. Ich meine nicht nur die neue deutsch-deutsche Situation, ich meine den Aufbruch in allen osteuropäischen Ländern, die Freiheit, die jeder Mensch braucht. Das schönste Erlebnis dieser Tage war für mich das Carmen-Ballett in der Staatsoper und der anschließende Besuch in einer Ostberliner Kneipe. Dort traf ich die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, die ich aus Irland kenne. Ich glaube, die Menschen in der DDR und in meiner Heimat haben viele Ähnlichkeiten.

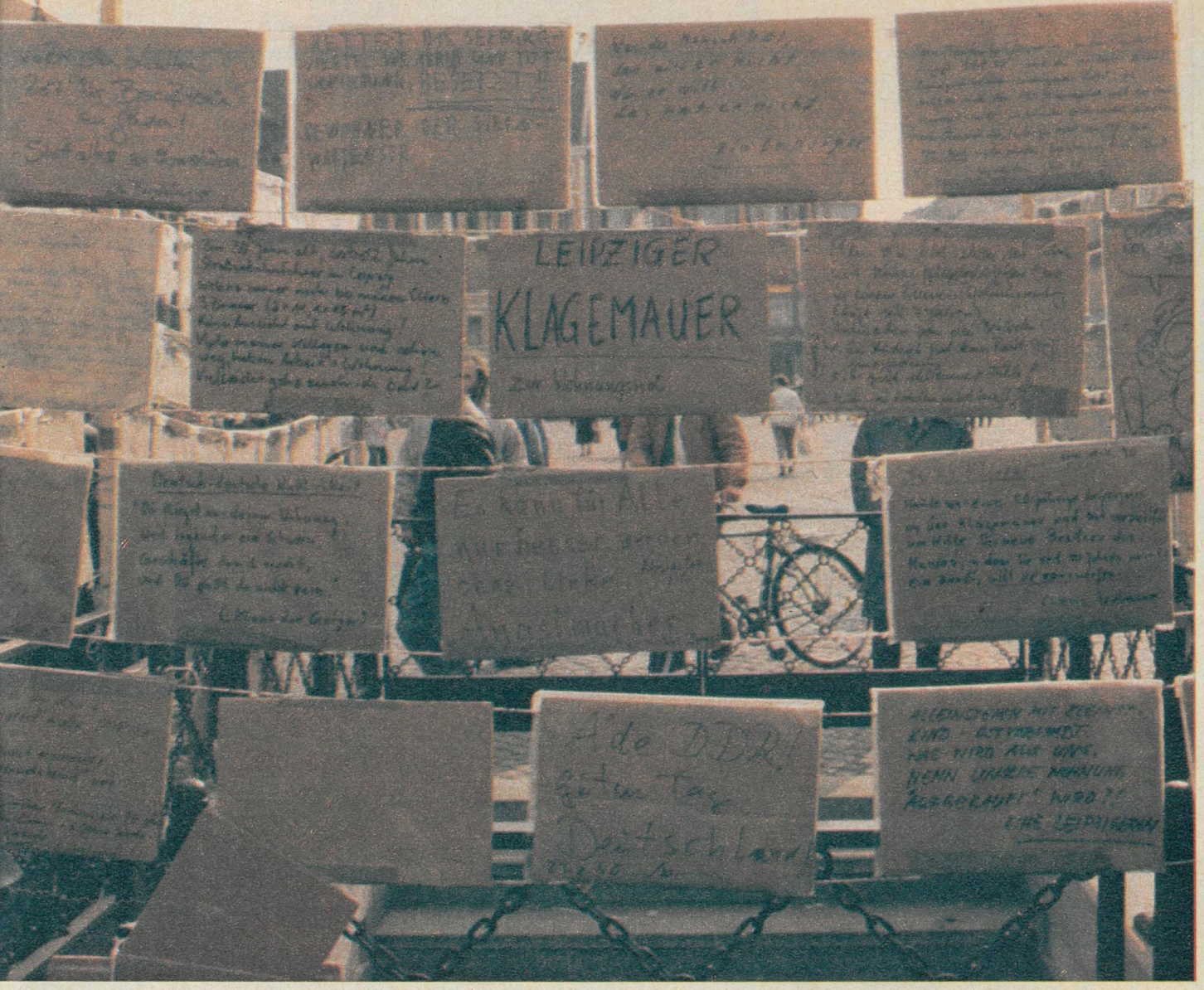
Frühling '90

Der Stacheldraht aufgerollt. Man redet miteinander: sogar Polizei Ost und Polizei West am Brandenburger Tor. Und man handelt miteinander. 5:18. Was sind wir wert? 1:3? Oder 1:6? Manche denken und reden nur noch in Zahlen, Preisen, Kursen. Die eine Mark gegen die andere Mark: 1:3 oder 1:4 oder 1:5. Die Experten streiten sich, die Wechsler machen ihren Schnitt oder auch nicht. Aber die Menschen: was sind die Menschen wert? Der Stolz auf fragwürdige Errungenschaften, von der Obrigkeit verordnet, ist im Herbstwind verweht, menschliche Würde, lange getreten und verschüttet, zurückgewonnen. Was also sind wir wert? So viel oder so wenig wie Menschen überall. 1:1. Oder etwa nicht?

Mario Münnich
stellv. Maurerbrigadier, DDR
Frühlingsgedanken verbinde ich mit Wünschen und Plänen. Mein Mädchen und ich sind uns einig: Wir heiraten im Herbst und wollen in diesem Jahr noch ein Kind haben. Hoffen dann auch auf eine größere Wohnung, wollen dafür weiterhin unser möglichstes tun. Zugleich hoffe ich, daß sich im Frühjahr eine Regierung konstituiert, die das Volk nicht im Stich läßt, die auf dem Weg zur Einheit nicht bedingungslos kapituliert, die nicht zuläßt, daß wir untergebuttert, daß wir Billigarbeiter werden. Schließlich haben wir auch Werte geschaffen.

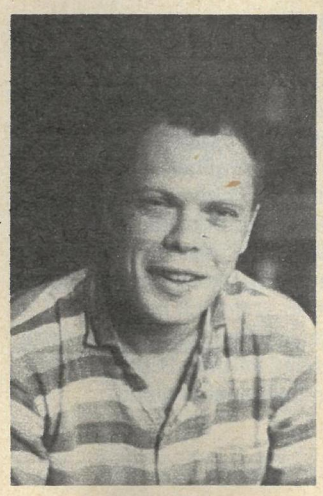


Hanna Donner
Kabarettistin, Berlin
Ich wünsche mir für diesen besonderen Frühling, der im November begann: daß wir Demokratie rasch lernen und sie, bitte schön, auch praktizieren. Daß die Zeit der Vermutungen und Ungewißheiten bald ihr Ende findet, damit die Sichtverhältnisse sich bessern. Daß unser Publikum dem Berliner Kabarett „Die Distel" seine große Zuneigung und Treue bewahrt, auch wenn das Geld knapp werden sollte. Ich bin optimistisch. Eine Distel ist eine wehrhafte Pflanze und gedeiht auch auf kargem Boden – und „Unkraut vergeht bekanntlich nicht".



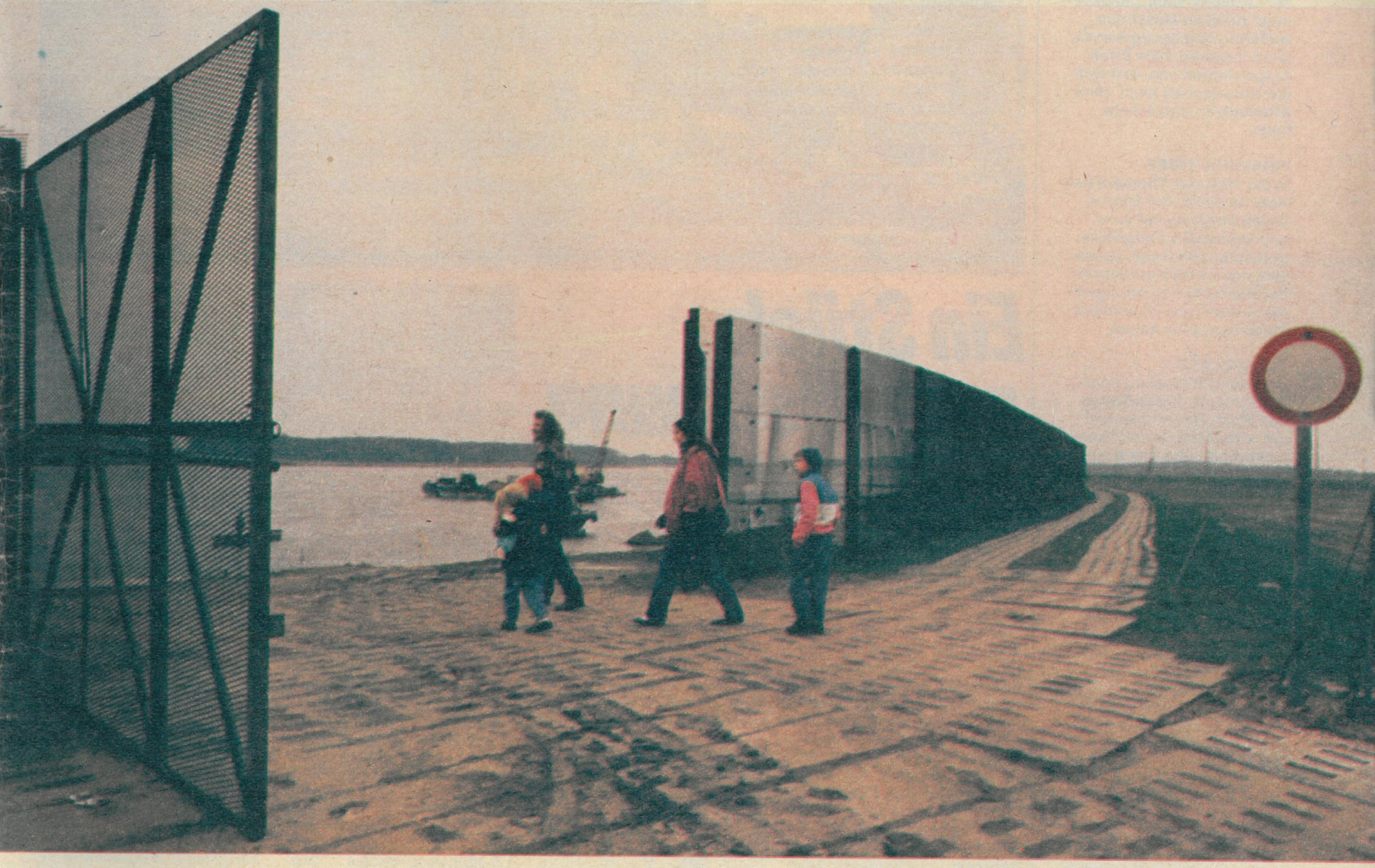
Frühling '90

Was brauchen wir? Menschlichkeit und aufrechten Gang. Duldsamkeit gegen andere, die anders denken, anders fühlen. Weltoffenheit, die wir angeblich längst, in Wahrheit nie besaßen. Statt vorgefertigte Weltanschauung auswendig zu lernen, Welt anschauen und begreifen, daß deutsches Land, wie groß oder klein auch immer, nicht der Nabel der Welt, sondern nur ein Stück dieser Erde, mitten in Europa ist. Was brauchen wir? Vernunft, Lebensmut, Realitätssinn, Fleiß, Bescheidenheit. Und immer wieder: Vernunft. Was in fünfzig Jahren über den Herbst '89 und den Frühling '90 in den Geschichtsbüchern stehen wird, ist noch nicht geschrieben. Noch hat der siebte Anlauf seine Chance.



Frank Sieckel
Schauspieler, Leipzig
Betrachtet man den vergangenen Winter (der ein politischer Frühling war), so kann man über Klassik-Zitate lächeln. Denn nichts wurde „hinten, weit in der Türkei" belassen, die Vision vom freien Volk auf freiem Grund wurde glaubhaft. Ich hoffe, daß der reale Frühling nicht der Theaterszene gleicht, in der trunkene Studenten mit Messern aufeinander losgehen.

Carla Kniestedt
Pressesprecherin im Centrum-Warenhaus am Alex
Ich möchte nicht, daß schwarz-rot-gold die einzigen Modefarben des Frühlings bleiben. Im Gegenteil: Wir sind sicher gut beraten, wenn wir die deutsch-deutschen Beziehungen bunt und vielseitig gestalten. Ich freue mich besonders, daß wir die Welt und die Welt uns wieder hat, daß wir reisen können, obgleich sich für die Leute das Portemonnaie dafür noch etwas schmal anfaßt. Auch das wird sich ändern, nicht zuletzt durch Handel und Wandel.



Bernd Pankau
Jongleur „Belex", Lübeck
Als erstes wünsche ich einen guten Wahlausgang im Interesse beider Staaten, eine realere Einschätzung der Lage durch unsere Politiker und etwas mehr Zurückhaltung. Sie sollten bisherige Leistungen auch anerkennen und nicht nur vom Bankrott der DDR reden. Erhalten werden sollte unbedingt das Recht auf Arbeit, keiner darf einfach fallengelassen werden. Die Leute bei Ihnen brauchen wieder eine Motivation und keine Bevormundung.

Christa Bertag
Generaldirektorin des Kosmetik-Kombinats Berlin
Frühling und Kosmetik haben eins gemeinsam: Sie verschönern unser Leben. Das ist ein Wunsch, den ich in diesem Jahr ganz besonders hege. Er kommt nach heftigen Stürmen in der Politik. Der Wahlkampf hat das noch einmal deutlich gezeigt. Ihm sollten nun viele reale, vernünftige Entscheidungen für die Menschen folgen. Dazu zähle ich vor allem eine leistungsfähige Wirtschaft, möglichst mit sicheren Arbeitsplätzen, ohne soziale Ängste. Nur so ist eine Wirtschafts- und Währungsunion denkbar. Nur das ist der Vereinigung beider deutscher Staaten und Europa dienlich.

Es fotografierten: Ullrich Burchert, Peter Meißner, Michael Herrmann, Nina Rücker, Detlev Steinberg, Uwe Völker, Lothar Willmann. Den Frühlings-Bilderbogen kommentierte Jürgen Jessel.
FW 6/90

● AUS-LESE

FRANKFURTER RUNDSCHAU
Es könnte sein, daß die DDR-Menschen nach Erfahrungen mit den Schattenseiten des Kapitalismus sich dafür entscheiden, diese sozialistischen Leitvorstellungen nicht im Strudel der sich überstürzenden Ereignisse über Bord zu werfen.

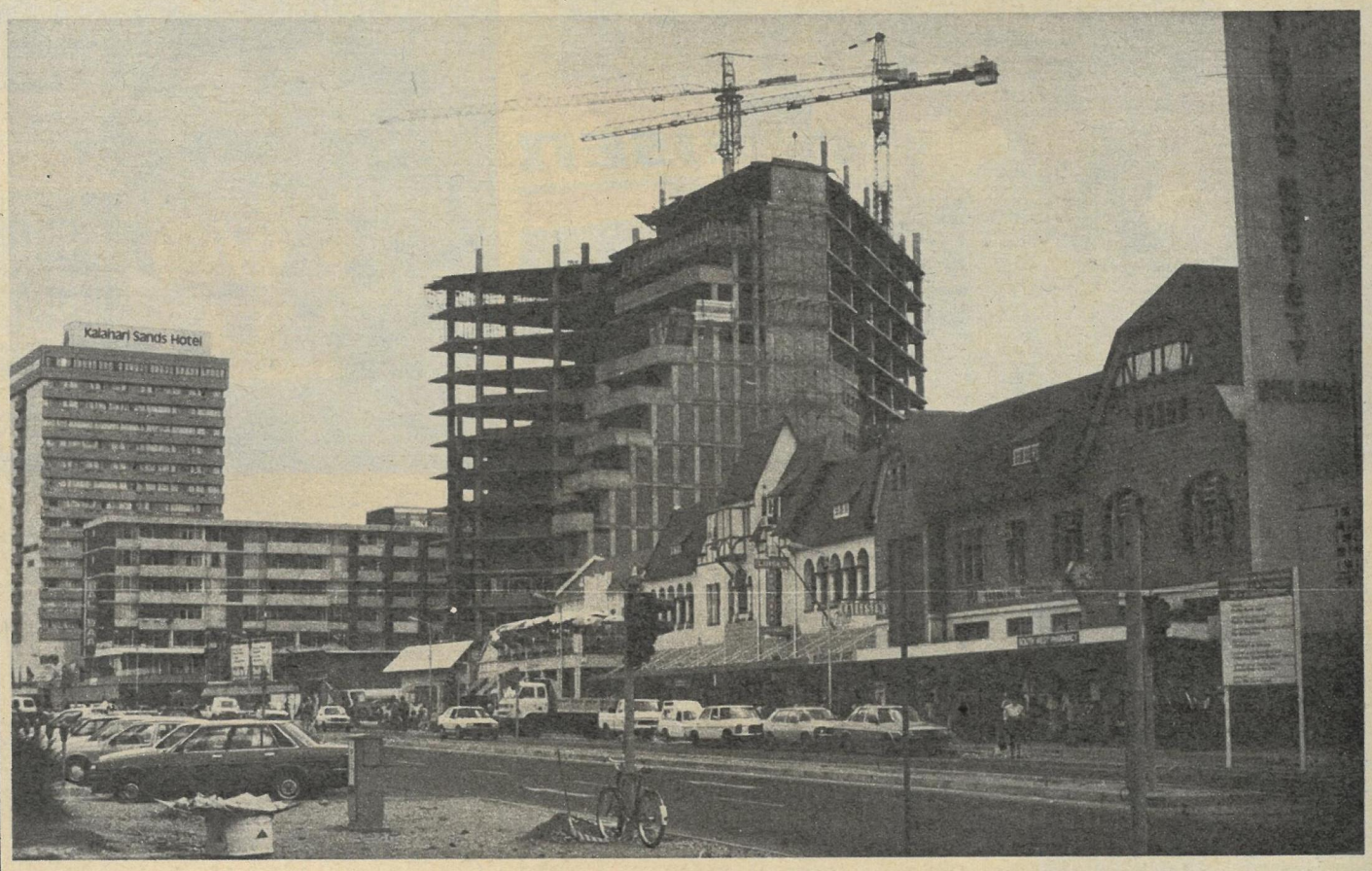
MOSKOWSKIJE NOWOSTI
Das Pendel der Geschichte ist jetzt nach rechts geschwenkt. Nicht nur die Worte „kommunistische Partei", sondern auch „Sozialismus" rufen im Massenbewußtsein Ablehnung hervor. Doch internationale Erfahrungen lehren uns, daß sich die Gesellschaft nicht ohne Alternativen entwickeln kann.

FINANCIAL TIMES
In der Welt des Theaters hat Kohl versucht, der trügerischen Hoffnung auf eine neuverhandelte Ostgrenze gerade so viel Raum zu lassen, um die Wählerstimmen der Deutschen zu erlangen, die einmal Land im jetzigen Polen besessen haben.

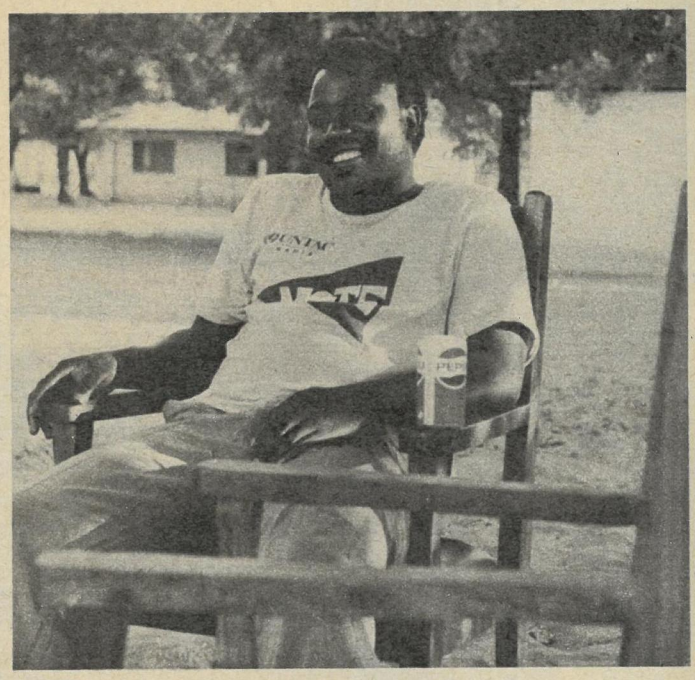
VOLKSBLATT
Und wenn in Moskau oder Warschau in diesen Tagen das Wort „Revanchismus" mit einem Mal wieder Konjunktur hat, und das sogar in den Wortmeldungen von hochrangigen politischen Repräsentanten, so mag das schmerzen, denn eigentlich hatten wir ja gehofft, jener Begriff sei längst unwiderruflich auf der Müllhalde des kalten Krieges gelandet. Aber beklagen dürfen wir uns darüber nicht. Denn die Renaissance der fünfziger und sechziger Jahre um Grenzverläufe in Europa und eventuelle Gebietsansprüche, sie ist leider von (bundes-)deutschem Boden ausgegangen.

INTERNATIONAL HERALD TRIBUNE
Als Führungsmacht der freien Welt sollten die Vereinigten Staaten dafür sorgen, daß Kohl aufhört, die Grenzfrage für Wahlzwecke zu verwenden und sie statt dessen für friedliche Ziele einsetzt.

NEWSWEEK
Die NATO existiert zwar, auch der Warschauer Pakt und der Comecon-Handelsblock. Aber das gesamte System hat seinen Sinn verloren. In zunehmendem Maße werden die 285 000 in Westdeutschland stationierten Soldaten nicht mehr als Verteidiger, sondern als Besatzer ihres Gastlandes empfunden.



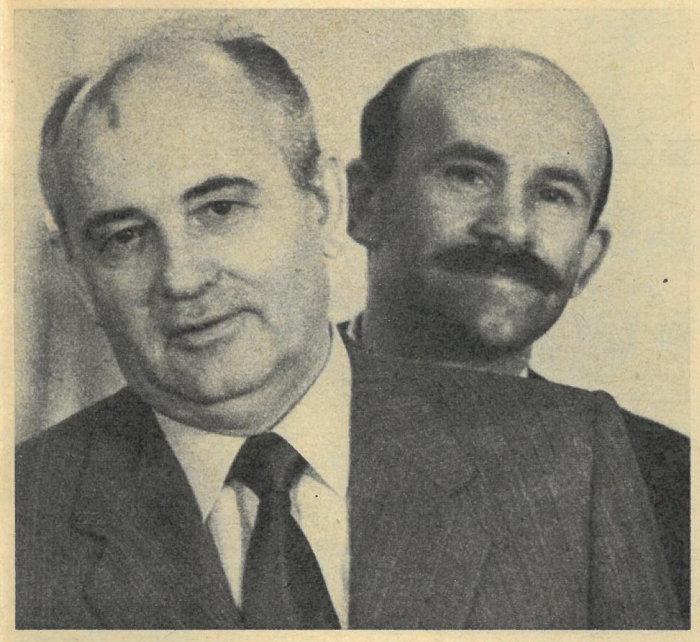
Ein Stück mehr Hoffnung



Bernard Sibungo (Foto rechts außen) ist Mitte 30 und Lehrer im nordöstlichen Winkel Namibias. Dort bewohnt die Familie ein bescheidenes Häuschen. Am 21. März hat sich für Bernard wie für die meisten Namibier eigentlich nichts geändert – und doch alles. 106 Jahre kolonialer Unterdrückung durch das deutsche Kaiserreich und seit dem ersten Weltkrieg durch Südafrika, gingen an diesem Tag zu Ende. Erster Präsident des jüngsten Staates der Welt ist Sam Nujoma, Führer der Südwestafrikanischen Volksorganisation (SWAPO). Die verfassunggebende Versammlung hatte ihn einstimmig gewählt. Im November vergangenen Jahres waren alle Namibier aufgerufen, über die Zusammensetzung dieses Organs zu entscheiden. Damals lernte ich Bernard kennen. In Ndyona, einem Dorf nahe der Grenze zu Angola, wo kaum jemand etwas anderes als seine Stammessprache spricht, waren seine Dienste für das Wahlbeobachter-Team der UNO, dem ich angehörte, unerläßlich. Die ganze Schwere der Erblast für das nun freie Land offenbarte sich dort eindringlich: In der bitteren Armut der Hütten dieser Gegend (Dorfszene – Foto rechts) sterben drei von fünf Kindern vor dem fünften Lebensjahr. Bernard konnte, weil der Vater in Sambia arbeitete, dort zur Schule gehen, dann studieren. Als Lehrer verdient er rund 800 Rand (etwa 550 DM). Ein schwarzer Farmarbeiter bekommt nur 100 bis 200 Rand. Ein weißer Arbeiter dagegen hat kaum weniger als 1500 Rand. Rassentrennung per Gesetz wie in Südafrika gab

es in Namibia nicht mehr. Doch die Apartheid des Geldes funktioniert unvermindert. Obwohl die Weißen nur acht Prozent des 1,5-Millionen-Volkes ausmachen, haben sie die Wirtschaft praktisch allein in der Hand. Südafrikanische Konzerne kontrollieren die Ausbeutung der reichen Vorkommen an Diamanten, Uran, Zinn ... Der Handel wird zum übergroßen Teil mit der Republik am Kap abgewickelt. Daß solche Abhängigkeiten nur langsam aufzulösen sind, weiß die Regierung. Sie strebt eine gemischte Wirtschaft mit verschiedenen Eigentumsformen an, versichert aber auch, daß es Verstaatlichung großer Farmen und Konzerne nicht geben wird. Namibia braucht die Erfahrungen der Weißen und das ausländische Kapital. Und dieses wiederum beweist Vertrauen auch zur bisher als kommunistisch verteufelten SWAPO, wie die vielen Großbaustellen in der Hauptstadt Windhoek es belegen (Foto oben). Die SWAPO ihrerseits hat Bereitschaft zu Kompromiß und Versöhnung bewiesen. Immerhin, für meinen Freund Bernard in Rundu ist wie für die anderen Namibier mit dem 21. März nicht schlagartig alles besser geworden. Politisch ist das Land unabhängig. Es gilt eine Verfassung, die ein parlamentarisches System und einen umfassenden Katalog der Menschenrechte garantiert. Es gibt viel Hoffnung, daß Namibia ein Land wirklicher Freiheit werden kann.

Michael Ortmann
(Text und Fotos)



Gorbatschows zweite Zunge

Auskunft für FREIE WELT gab Pawel Palashtschenko, der Englisch-Dolmetscher von Michail Gorbatschow.

Pawel Ruslanowitsch, wie wird man Dolmetscher des Staatsoberhauptes?

Ich möchte gleich richtigstellen: eine solche Funktion gibt es nicht. Ich arbeite im Außenministerium als Berater und dolmetsche für Michail Gorbatschow und natürlich unseren Minister, wenn ihre Gesprächspartner englisch sprechen. Ansonsten beschäftige ich mich mit militärpolitischen Problemen der Abrüstung in der USA- und Kanada-Abteilung des Außenministeriums.

1985, als Sie zum ersten Mal an der Seite Michail Gorbatschows auftauchten, waren Sie 35 Jahre alt. Hatte man Sie ausgewählt, weil Sie einen makellosen Fragebogen aufweisen konnten?

Ich glaube nicht, daß sich damals irgendwer für Details meines Lebenslaufs interessiert hat. Ich hatte das Institut für Fremdsprachen absolviert und fünf Jahre als Simultandolmetscher bei der UNO in New York gearbeitet. Entscheidend dafür, daß die Wahl auf mich fiel, mögen meine beruflichen Qualitäten gewesen sein: vor allem das Vermögen, bei den Personen Vertrauen zu erwecken, für die ich dolmetsche.

Im Jahre 1987, vor dem Gipfeltreffen, schrieben amerikanische Zeitungen von einer speziellen Vorbereitung des sowjetischen Staatsoberhauptes und seiner Ehefrau. Können sie ein psychologisches Training gemeint haben? Und brauchten das auch Sie?

Ich habe nichts von einem speziellen psychologischen Training für Michail Sergejewitsch und Raissa Maximowna gehört. Der politische Alltag ist wohl das beste Training. Allerdings werden vor wichtigen Debatten und Auftritten – das ist überall in der Welt üblich – die Situationen durchgespielt und Varianten für Antworten auf mögliche Fragen diskutiert. Was meine eigene psychologische Vorbereitung angeht, so bin ich nur schwer psychologisch zu beeinflussen ...

Ermüden Sie Treffen wie die Gipfelgespräche?

Sehr, obwohl die Belastung für die Hauptteilnehmer der Verhandlungen natürlich unvergleichlich größer ist. So dauerten die Gespräche Michail Gorbatschows mit Shulz bei dessen Visite in Moskau vier bis fünf Stunden. Und wenn früher oftmals nur vorbereitete Texte Wort für Wort vorgetragen wurden, so findet heutzutage ein wirklicher Meinungsaustausch statt.

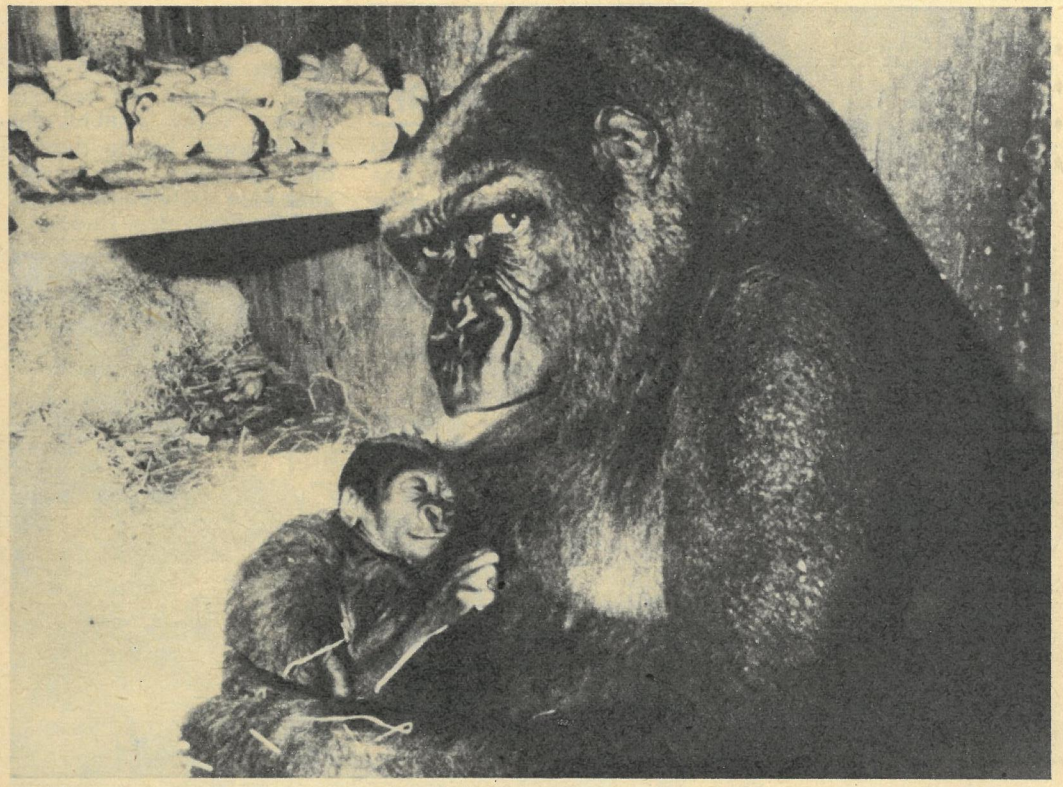
Ist es schwierig, für Michail Sergejewitsch zu dolmetschen?

Meiner Ansicht nach ist er nicht gerade der bequemste Redner für einen Übersetzer. Seine Ausführungen verlangen in der Regel eine sehr exakte Übersetzung, die Gedanken sind meist brillant formuliert. Und recht emotional.

Wie wird Ihre Arbeit auf den Gipfeltreffen bezahlt?

Auf Auslandsreisen bekomme ich Tagegeld – das gleiche, wie alle anderen auch: 25 Dollar pro Tag.

Interview:
Natalja Dawydowa

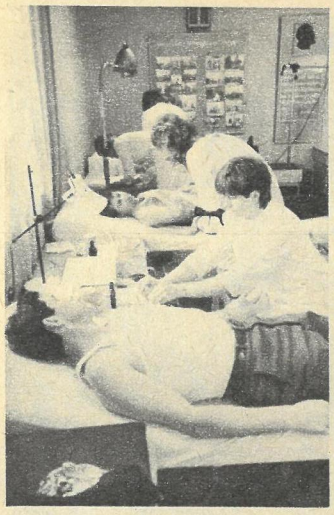


GRIMMIG schaut die Gorilla-Dame Nadja in die Fotolinse, denn sie kennt seit der Geburt ihres Babys keine Störungen mehr. Die Direktoren des Madrider Zoos hatten Mutter und Kind von der Außenwelt völlig abschirmen lassen.

QUIETSCHVERGNÜGT begrüßt Frischling Benjamin seine direkte Vorfahrin beim ersten Schnupper-Spaziergang durch den Tierpark Neumünster (BRD).

PUTZMUNTER gebärden sich die beiden „sächsischen" Weißbüscheläffchen Roberta und Robert, geboren im Dresdner Zoo.

VERTRAUENSSELIG der Blick vom kanadischen Wolf Sahki. Das Herrchen wird schon alles richtig aufgeschrieben haben. Der Wiesbadener Zoochef und Verhaltensforscher Dirk Neumann präsentierte sein Buch „Verstehen wir die Wölfe".



Blut und Moral

Blut wird überall in der Welt benötigt. Als lebenserhaltende Konserve, für Transfusionen ... Die untenstehende Annonce, die wir in Springers WELT fanden, wirbt um Blut. Ein edles Anliegen. Inzwischen hat es sich herumgesprochen, daß auch immer mehr Bürger der DDR dieser Bitte entsprechen und den ihnen dafür zustehenden Obolus in harter Währung empfangen. So weit so gut, nur ihr Blut fehlt hierzulande. Auf diesen Umstand machte ein Flugblatt aufmerksam, geklebt zwischen all den vielversprechenden bunten Wahlplakaten. Offiziere der Westgruppe der Sowjetarmee lasen auf ihrem Dienstweg davon. Eine konkrete Aufforderung zu einer konkreten Tat. Oberst Tepibrat, Kommandeur der Garnison Karlshorst: Wir haben darüber beraten, den Hilferuf der Lichtenberger PDS-Gruppe aufgenommen. Wir wissen, was Blut bedeutet. Haben wir doch in letzter Zeit oft die Hilfe der DDR erfahren. Soldaten unserer Garnison gehörten zu denen, die Spenden der DDR-Bevölkerung, auch Blutplasma darunter, für die Erdbebenopfer in Armenien verladen haben. Deshalb die spontane Bereitschaft von vielen Angehörigen unserer Garnison. Inzwischen haben sich auch in anderen Truppenteilen viele gemeldet. Vorerst spendeten 100 von ihnen kostenlos von ihrem Blut, wissend, damit womöglich anderen Menschen das Leben zu retten.

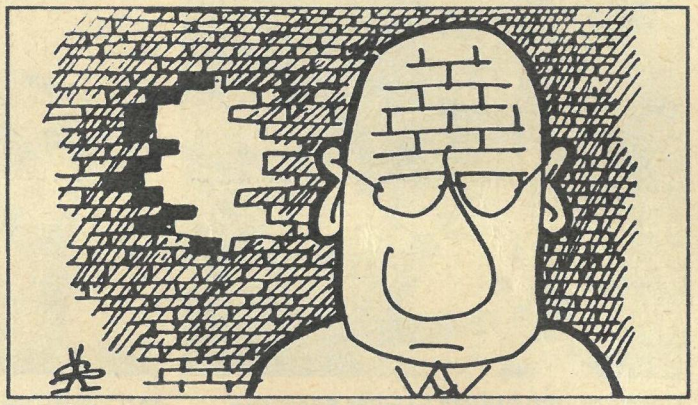
Wolf Brandenburger

BITTE+!
DEINE BLUTSPENDE RETTET LEBEN
Rotes Kreuz

Köpfe mit und ohne Charakter

Zeiten starker gesellschaftlicher Veränderungen, das waren schon immer hohe Zeiten für politische Karikaturisten. Beim Blättern in ausländischen Journalen stellten wir fest, daß sich viele „Meister der spitzen Feder" völlig unabhängig voneinander häufig derselben Themen annehmen, aber eine individuelle Sicht auf die Ereignisse finden.

Italien

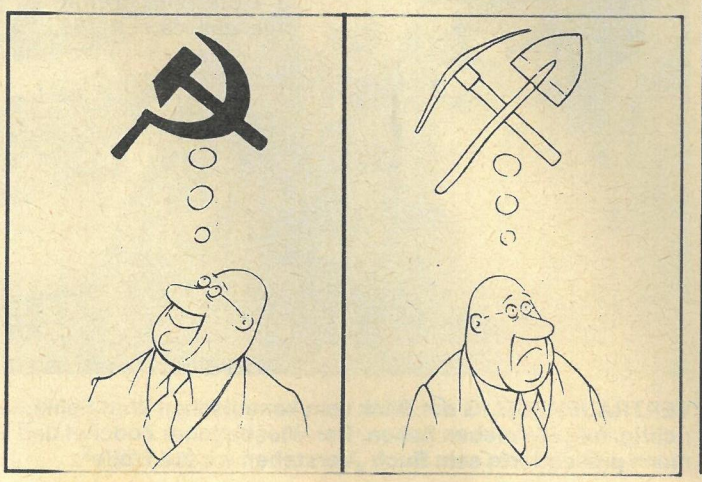


Jugoslawien

Rumänien

UdSSR

Tschechoslowakei



Stammbaum einer Fahne

70 Jahre jung wird in diesen Tagen die tschechoslowakische Staatsflagge. Weiß-rot gestreift mit blauem Dreieck, die Spitze exakt bis zur Mitte reichend – so kennen wir sie. Was steckt hinter den Farben? Was verbinden Tschechen und Slowaken mit ihnen und ihrer Anordnung? Geschichte und Entstehung der Fahne reichen viele Jahrhunderte zurück. Das Großmährische Reich (7.–10. Jh.) – etwa das Gebiet der heutigen Tschechoslowakei umfassend – war in der Vergangenheit das letzte gemeinsame Heim der beiden westslawischen Stämme. Nach seinem Zusammenbruch blieb die Slowakei bis 1918 im Verband des ungarischen Staates. Im Norden entstand eine böhmische Fürstendynastie, die die Grundlage des tschechischen Staates bildete. Einer alten Legende nach erhob Kaiser Friedrich I. Barbarossa den Herzog Vladislav II. im 12. Jahrhundert zum König von Böhmen, um seine Unterstützung gegen Aufständische zu gewinnen, und verlieh ihm nach gewonnener Schlacht um die Lombardei einen silbernen Löwen auf rotem Schild als Wappen. Wie damals üblich, wurde von diesem die Landesfahne abgeleitet: weiß-rot. Auch nach dem Verlust der Selbständigkeit 1620 blieb Böhmen ein Königreich mit dem Recht, ein Königswappen zu führen. Hier hat die eine Linie des „Stammbaums" der heutigen Flagge ihren Ursprung. Die zweite führt weiter in den Süden. Das Wappen der ungarischen Könige enthielt neben rotsilbernen Streifen einen gekrönten grünen Dreiberg mit silbernem Kreuz auf rotem Grund. Die Silberstreifen standen für die Flüsse Donau, Theiß, Save und Drave und stellten Niederungarn dar. Das Kreuz bezeugt die Christianisierung, der Dreiberg ist Symbol für die Gebirge Tatra, Matra und Fatra und steht für Oberungarn, die eigentliche Slowakei. Sie änderte im 19. Jh. ihr Wappen, indem sie es den panslawischen Farben anpaßte: in Rot ein silbernes Doppelkreuz auf blauem Dreiberg. Dieses wiederum lieferte die slowakischen Nationalfarben – weiß über blau und rot. Nach 300 Jahren Habsburger Joch und 1 000 Jahren Unterdrückung durch den ungarischen Adel sahen Tschechen und Slowaken im ersten Weltkrieg ihre Freiheits-Chance. Aus Gefangenen und Deserteuren wurden Befreiungseinheiten formiert, die an ihren Mützen ein weiß-rotes Band als Erkennungszeichen trugen. Als in Prag am 28. Oktober 1918 das Nationalkomitee die Unabhängigkeit ausrief, schmückten die Tschechen ihre Häuser mit rot-weißen Landesfahnen. Zwei Tage später sprachen sich die Slowaken für eine gemeinsame Republik aus. Eine neue Staatsflagge wurde nun gebraucht als Symbol dieser Gemeinsamkeit: denn die weiß-rote stellte nur das tschechischsprachige Gebiet dar. Nach Sichtung zahlloser Entwürfe und Modelle entschied sich die Nationalversammlung schließlich per Gesetz, die Farben aus dem Staatswappen zu entnehmen: So weiß wie der Löwe, so rot wie das Schild und so blau wie der Dreiberg... Die neuartige Zusammenstellung der panslawischen Farben symbolisiert die Einheit des Staates und die Gleichberechtigung der Völker. Der blaue Keil übernimmt die Grundform des slowakischen Dreibergs; die drei Farben schmelzen auf diese Art zu einer organischen Einheit, die die Integrität des Staates unterstreicht.

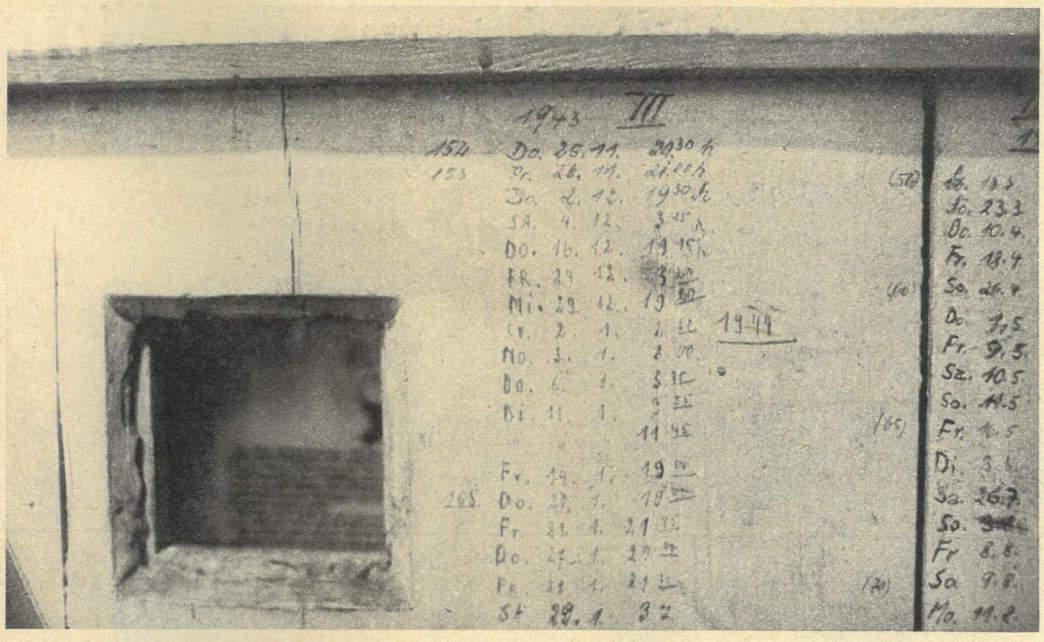
Jiří Tenora

Deutsch lernen in Leningrad

In Leningrad wohnen heute rund 4000 Sowjetdeutsche. Einige hundert von ihnen gründeten in der Newa-Stadt die „Deutsche Kulturelle Gesellschaft". Nicht jeder Sowjetdeutsche hier beherrscht noch seine Muttersprache. Leningrads Stadtväter zeigen sich kooperativ; ihr Einverständnis, an der ehemaligen Peter-Schule wieder Deutsch zu unterrichten sowie einen Kindergarten mit Deutschgruppen zu schaffen, liegt vor. Die neue Kulturgesellschaft aber will noch mehr: eine Bibliothek für deutsche Literatur, Exkurse an Wirkungsstätten berühmter Architekten, Bildhauer und Forscher deutscher Abstammung, ein Archiv der Deutschen, das auch von tragi-

schen Schicksalen Sowjetdeutscher unter dem Stalin-Regime zeugt. Andrej Keller, Initiator und nun Vorsitzender der Gesellschaft, faßt seine Pläne so zusammen: „Wir möchten Gleichgesinnte sammeln, die sich in ihrer Muttersprache üben und die Traditionen ihres Volkes erforschen, und wir wollen den kulturellen Austausch mit unseren Landsleuten im Ausland pflegen." Der junge Historiker, der jahrelang Material zur Geschichte seines Volkes in Rußland sammelte, schrieb dazu auch seine Diplomarbeit. „Peter I. (Foto) und nach ihm Katarina II. hatten einst ausländische Wissenschaftler, Ingenieure und Handwerker ins Land gerufen, darunter viele Deutsche. Nach Petersburg kamen vor allem letztere – Juweliere, Uhrmacher, Schlosser, Drechsler, aber auch Gelehrte und Baumeister. Zahlreiche ihrer Bauwerke sind hier erhalten geblieben. Jetzt wollen wir dafür kämpfen, daß sie – so zum Beispiel die lutherische St.-Peter-Kirche am Newski-Prospekt – restauriert werden."

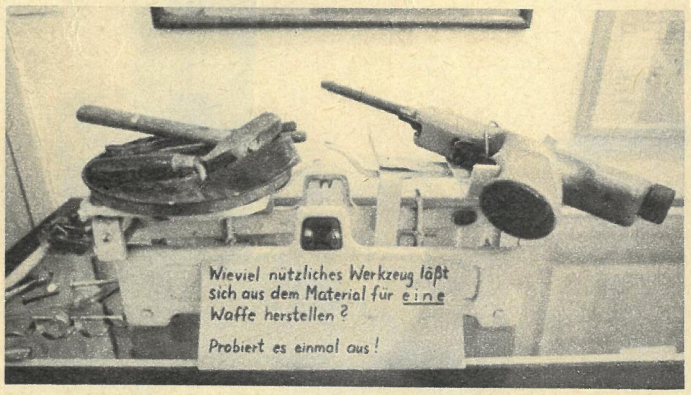
Jelena Doroschinskaja



Eine Tür zur Geschichte

Durch wie viele Türen geht der Mensch in seinem Leben? Hunderte oder Tausende oder Millionen? Wie viele bleiben in der Erinnerung? Mir geht eine nicht mehr aus dem Sinn. Sie verriegelte einst einen Luftschutzkeller. Auf ihr notierte irgend jemand ganz akkurat jeden einzelnen Bombenangriff auf Berlin (Foto ganz oben). Vom Bleistift wird nur ein Stummel übriggeblieben sein. Über 400 Eintragungen zählt die Buchhaltung des Leides. Wissenschaftler bestätigten jetzt ihre Exaktheit. (Hat nicht vielmehr die Kellertür die Arbeit der Forscher bestätigt?) Diese einmalige Datei befindet sich heute im Westberliner Anti-Kriegs-Museum. Buchstäblich in letzter Minute wurde sie gerettet. Die Malerquaste hatte sich schon vollgesogen... Dieses Museum in Wedding setzt eine Tradition fort, die einst im heutigen Nikolai-Viertel begann. Dort zeigte 1925 der Pazifist Ernst Friedrich in der Parochialstraße 29 seine erste Exposition. Äußeres Wahrzeichen: An der Fassade blühten und glühten viele, viele Geranien. Auch aus umgestülpten Stahlhelmen. Militaristen schäumten. Im Innern eine gnadenlose Ausstellung über die Gnadenlosigkeit des Krieges. Vom Prof. Sauerbruch stammen Fotos von zerschossenen Soldatengesichtern, die keine Gesichter mehr sind. Genauso schonungslos die Dokumentation „Krieg dem Kriege". Dieses Buch wurde schätzungsweise in 50 Sprachen übersetzt. Freunde des Hauses heißen damals Kollwitz, Zille, Dix, Baluschek, Nagel, Litten. Dann der Faschismus – die Friedensstätte wird SA-Folterhölle, Ernst Friedrich Emigrant. Ende der siebziger Jahre reift in der Friedensbewegung der Gedanke, den Traditionsfaden wieder aufzunehmen. 1982 dann die Neugründung. Über 600 Besucher finden im Monat den Weg in die Genter Straße 9 (ganz unten), wo (nahe dem U-Bhf. Leopoldplatz) abwechselnd vierzig ehrenamtliche Mitarbeiter jeden Tag zwischen 16 und 20 Uhr für Erläuterungen und Diskussionen bereitstehen (Tel. 4 02 86 91). Einige Stücke der historischen Ausstellung sind gerettet. So kann man eine Pistole gegen allerlei Nützliches wie Hammer, Nagel und Zange aufwiegen (Foto oben). Neu eine Erdkarte. Dioden leuchten dort auf, wo jetzt – 1990 – die Welt brennt. 177 Kriege gab es seit 1945. In den kleinen Räumen viel Material darüber, wie Konflikte entstehen, und viel darüber, wie man sie vielleicht verhindern kann. Das wichtigste Anliegen der Museumsmacher – sie reden mit a l l e n Menschen. Und von ihnen habe ich nun erfahren, daß ich mit einigen Skinheads doch etwas gemeinsam habe. Auch sie gingen viel nachdenklicher zur Tür wieder hinaus als sie hereingekommen waren.

Wolfgang Suckert



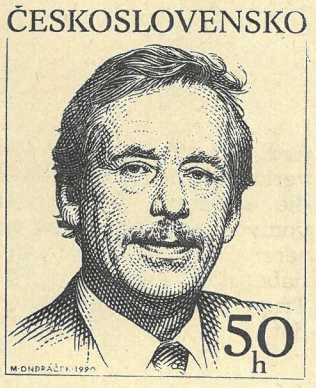
● Kurz berichtet

WAHLTOURISMUS heißt die neueste Marktlücke, die ein Londoner Reisebüro entdeckt hat. Zu den Volkskammerwahlen bot sie einen Vier-Tage-Trip durch die DDR an.

WELTMEISTER im Rauchen sind die Polen. Pro Kopf der Bevölkerung wird in einem Jahr der Rauch von 2615 Tabakstäbchen inhaliert. Weiter in der Hitparade der Unvernunft: Japan 2515, USA 2285, BRD 1910, Großbritannien 1695, Italien 1690, Frankreich 1680, UdSSR 1645, China 1375 und Brasilien 1090. 1988 wurden 5,173 Billionen Glimmstengel ver(b)raucht.

10 FRAUEN in der Mongolei sind älter als 100 Jahre. Sie blieben unter sich, denn keinem Mann im Lande gelang der Sprung über diese Altershürde.

50 HELLER kostet ČSSR-Präsident Václav Havel, wenn man ihn als Briefmarke nach Hause tragen will. Die Ausgabe gestaltete der Grafiker und Graveur Miloš Ondráček.

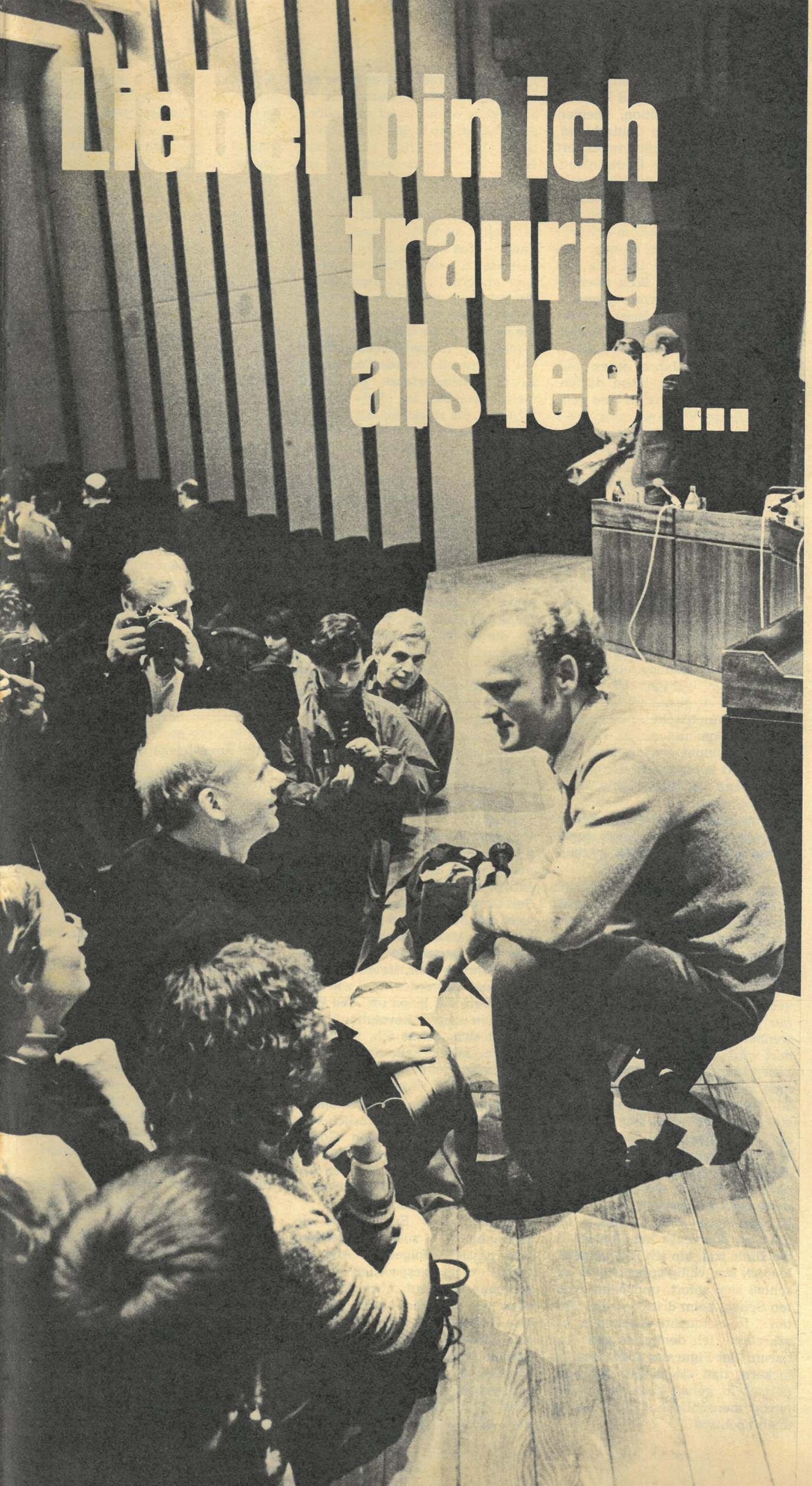


HEISSHUNGER auf Literatur zeichnet nach wie vor sowjetische Kinder und Jugendliche aus. Darum wurden jetzt erstmalig Literaturzeitschriften für verschiedene Altersgruppen bis 17 herausgegeben.

Redaktion: Wolfgang Suckert; Fotos: Volkmar Billeb (4), Volker Hohlfeld (2), Michael Herrmann; Vignette: Detlev Schüler; Karikakuren aus „Panorama", „Jez", „Flakara Libertatii", „Krokodil" und „dikrobaz"; Repro: ADN-ZB

Wolfgang Mattheuers Plastik „Der Jahrhundertschritt“ dient Friedrich Schorlemmer zur Demonstration einer Überlebensidee — das Einbringen des Menschlichen noch in unser Jahrhundert. Die ihn Visionär nennen, nennt er katastrophisch, die in ihm den Erlöser suchen, verweist er auf ihre eigene Kraft. Das Streiten um den aufrechten Gang in Würde, der auch dem Verkrümmten eine Chance einräumt, bringt ihm wieder Freund und Feind. Das Besondere — in dem er uns voraus ist — ist wohl das Stück Selbsterkenntnis. Es schafft das menschliche WIR, selbst wenn der so lange Drangsalierte von Schuld und Reue spricht. Vollgepackt mit Menschenfragen, die ihn bis ins Mark betreffen, wehrt sich der couragierte Pfarrer gegen eine Institutionalisierung seiner Person. So bleibt nur Zeit zwischen zwei Seminaren für ein Gespräch mit Tatjana Trögel (Text) und Ulrich Burchert (Fotos).

Lieber bin ich traurig als leer...



Zwischen uns liegt auch das Foto von der Basisfigur einer Cremer-Plastik zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution. Diese Plastik wurde nicht vollendet. Die untere Figur zeigt die Mühen am Beginn des Sich-erhebens... Was ist aus dieser Anstrengung geworden?

Ich meine, daß die Oktoberrevolution in sich selbst eine Überanstrengung war. Ich würde sogar noch weitergehen und sagen – eine Anmaßung. Die Menschheitsgeschichte hat nicht da begonnen, sondern sie hat dort einen neuen Anlauf versucht, wie immer wieder Anläufe versucht worden sind.
Immer, wenn ein solcher Anlauf sich als d e r erste große Schritt versteht, ist Gefahr im Verzug für die Menschheit. Das kann sich religiös, das kann sich politisch, das kann sich national darstellen. Immer wieder gibt es Erhebungen, die von sich schon im Beginn sagen, daß sie historisch seien. Man sollte das erst rückblickend beurteilen.
Und die russische Oktoberrevolution hat sich in dem Maße überhoben, wie sie nicht anerkannte, daß es, zumal in der russischen Geistesgeschichte, auch schon andere Versuche von Menschen gab, sich zu erheben.
Und dann ist von diesem Anfang geblieben, daß der bolschewistische Versuch, mit Hilfe einer Kaderpartei das Volk zu erlösen, ein irriger Versuch war, der scheitern mußte. Und daran hängt auch Lenins, wenn ich das so sagen darf, liebenswürdiger Irrtum.

Auch an diesem Schnittpunkt der Geschichte kommen wir auf das Verhältnis von Revolution und Reformation, Müntzer und Luther – auf unser Jahrhundert übertragen. Was meint der Pfarrer aus Wittenberg?

Es ist zunächst ja sehr interessant, daß die Revolution in der DDR und in ganz Osteuropa ihren Kulminationspunkt im Müntzer-Jahr erreichte. Ich hörte übrigens im DDR-Rundfunk den Satz: Es müntzert kräftig in der DDR.
Vorbereitet hatten wir uns auf Tagungen. Es kam aber die Wirklichkeit! Die Wirklichkeit hatte die Tagungen überrollt – und das ist schon etwas ganz Wunderbares.
Außerdem – 200 Jahre Französische Revolution. In Frankreich machte man sterile Feiern für viel Geld... und in der Wirklichkeit passierte die Revolution.
Also – wir haben einen Sprung in der Geschichte erlebt und können es einfach nicht ganz fassen. Das ist das eine. Das zweite ist: Ich bin ganz eindeutig auf Seiten Luthers. Weil ich fürchte, daß die Revolution bei dem Versuch, ganz neu anzufangen, schon aufhört, für sich selbst kritisch zu sein. Und dasselbe Spiel beginnt wieder von vorn.
Wenn ich jetzt sehe, was sich in unseren neuen Oppositionsbewegungen nach oben spült, dann sage ich als Christ – das wundert mich

Lieber bin ich traurig als leer ...

überhaupt nicht. Das sind nicht alles bessere Menschen. Aber, sie tun so, als ob sie besser seien, nur weil die anderen schlecht gewesen sind. Die Revolution ist in Gefahr, ein bloßer Umkehrprozeß zu sein. Die alte Herrschaftsschicht wird abgelöst, und die neue kommt und setzt sich auf den Thron.

Ich habe einen guten Freund, übrigens einen zur Orthodoxie konvertierten Puppenspieler aus Dresden, der in einem Faust-Stück in schönstem Sächsisch verkünden läßt: Und da machen wir eine Revolution – und setzen uns selber auf den Thron. Und gucken Sie sich mal an, ohne bösartig zu sein, was sich da jetzt alles auf den Thron setzen will.

Was also leistet die Reformation?

Ich hatte mir schon vor Jahren darüber Gedanken gemacht, was eine Reformation von einer Revolution unterscheidet. Dazu gehört, daß die Reformation den Leuten aus dem alten Apparat zutraut, daß sie sich auch ändern können.

Der Wandlungsprozeß soll also nicht allein durch die Neuen, die jetzt das Sagen haben, sondern gemeinsam mit den Alten vollzogen werden. Bei Gefahr einer Restauration, das ist klar. Und die Reformation knüpft an die Wurzeln einer Idee, wie der des Christentums oder des Sozialismus, ihrer Ideale, an und macht sich den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit produktiv bewußt.

Was in der DDR passierte, Honecker in seiner Schlußphase, ist schlicht – man kann es auch pathologisch beschreiben – Trübung. Altersbedingte Erkenntnistrübung. Politisch aber wird es dann zum Verbrechen, wenn die Getrübten dem Volk vorschreiben, es müsse auch getrübt auf die Wirklichkeit sehen.

Scheitert die Revolution vielleicht von vornherein, weil sie nicht in der Lage ist, das menschliche Maß zu berücksichtigen, da sie von Extremen lebt?

Sie kommt auf das Menschliche wieder zurück. Und ich bin auch jetzt kein Revolutionär, sondern verstehe mich immer noch als Reformer. So denke ich, daß es einfach kurzsichtig wäre, etwa von dem Begriff Sozialismus Abschied zu nehmen. Ich kann das psychologisch verstehen – seit Ceausescu ihn hat gründlichst zerschießen lassen, kann man ihn eine Weile einfach nicht gebrauchen. Und doch werde ich mir nicht etwa von der Volksstimmung verbieten lassen, welche Worte oder welche Inhalte ich vertrete.

Auf Ihre Frage bezogen: Es ist völlig verständlich, daß ein Prozeß, wie wir ihn erleben, zum Umkippen kommt. Man weiß, wie es keineswegs mehr sein soll, ohne bereits zu wissen, w i e es denn nun sein soll. Zugespitzt haben wir jetzt in der DDR die Destruktion des Destruktiven. Aber diese Negation der Negation, ganz gegen Engels, ist noch keine Position. Und die entstandene Scheinposition, meinen manche, liegt jetzt in Deutschland. Wobei gar nicht genau reflektiert wird, was das heißt – Deutschland. Ich denke, es bedeutet im wesentlichen: von außen sichtbarer ökonomischer Erfolg der BRD. Daß dieser aber auch in 40 Jahren Schufterei erarbeitet worden ist oder daß er Nebenwirkungen hat, die wir nicht auf die ganze Welt übertragen können, wird gerne vergessen. Also müßte sich zum Beispiel jeder klarmachen: So wie dort der Mittelstand lebt, wird in einer Welt, wenn es sie noch 50 Jahre geben soll, nicht jeder Mensch leben dürfen. Ob es so gut ist, ist noch eine ganz andere Frage. Wenn wir aber d a s alle wollen – dann wollen wir wieder die Herrenmenschen sein. Das sagen wir nicht, aber wir machen es. Nämlich die, die schamlos, also ohne Scham, auf Kosten der anderen leben. Denn jene kann man sich ja fernhalten, die sieht man ja nicht jeden Tag.

Da ist noch keine Perspektive. Die ist im Stichwort von Gorbatschow vom 7. Dezember 1988 aufgehoben – Strukturen einer globalen Solidarität aufzubauen, in einer Welt, in der wir alle voneinander abhängig sind und immer abhängiger voneinander werden. Und diese Welt ist so zu gestalten, daß darin keine asymmetrische Abhängigkeit des einen vom anderen ist, sondern daß wir zu einer gegenseitigen Abhängigkeit kommen, in der wir sagen: Wenn du lebst, dann kann auch ich leben.

War es also Gorbatschow, der irgendwie versucht hat, diese Asymmetrie aufzuheben, dieses Jahrhundert in Harmonie zu bringen?

Nein, nicht irgendwie. Das ist schon sehr durchdacht. Bloß, auch Gorbatschow hat ein paar blinde Flecken. Aber darüber müßte man mal persönlich mit ihm reden. Ich glaube, er hat immer noch die Idee, man könne die Welt technizistisch verändern – wenn die Ökonomie nur klappt, die Technik gut angewendet und das alles sozial abgefedert wird. Darin sehe ich noch ein paar Illusionen. Natürlich kann man verstehen, daß ein Volk nach 70 Jahren Entbehrung am Wohlstand teilhaben will, aber darin ist auch diese Illusion.

Wie durchschreiten wir also unser Jahrhundert bis zum Ende? Wohin geht der Mensch des 20. Jahrhunderts nach Mattheuer?

Es gibt keine andere Plastik, die mich so überzeugt hat. Als ich in die Halle trat, bin ich fast umgefallen, ich war völlig sprachlos. Es erschloß sich sofort, und beim zweiten Sehen, beim dritten, beim fünften ... Ich versuchte es schon zu beschreiben: Ich denke, es geht nur darum, der Figur das steife Bein zu lockern, daß sie diesen Jahrhundertschritt gehen kann. Es ist das einzig menschliche – und das ist auch noch steif!

Es ist aber gerade dieses Bein, das nackt und verletzlich aussieht ...

Ja, und es ist der Faust gegenüber. Aber da ist gar nicht Hand. Die ist nicht das eigentlich bewegende. Beide Hände sind depraviert, obwohl der Mensch an sich ein Handmensch ist. Als Christen sehen wir die offenen Hände als das, was die Menschen menschlich macht zueinander – das Geöffnetsein, das Einladendsein, das Hingereichtsein dem anderen ... Also diese Hand, die arbeiten kann, die streicheln kann und die versöhnen kann.

Sie kann aber auch zu dieser angstmachenden langgestreckten Hand des Hitlergrußes werden oder eben zu der Arbeiterfaust, der nicht mehr ansehbar ist, daß da eine Hand ist, die streicheln kann.

Das heißt wohl, daß die Menschwerdung noch ein ganzes Stück Weg hat ...

Ja, wieder mehr geöffnete Hand und nicht mehr geballte Faust. Ich denke, es kommt wirklich auf die Handgeste der Menschen an.

Wenn ich sehe, wie der Mann, nach dem Sie fragen, wie Gorbatschow mit seinen Händen umgeht, das ist schon was Schönes. Wie er mit der Hand argumentiert, wenn Sie sich an die große Pressekonferenz in Reykjavik erinnern – die Lebendigkeit der Hände ... Eine Hand kann drohend sein, autoritär mit dem Finger zeigen, kann aufschlagen und wie Chruschtschow noch den Schuh zur Hilfe nehmen. Bei Gorbatschow ist es diese flinke Hand des Arguments, die hin und her agiert. Und das ist für mich mehr als die Eigenart einer Persönlichkeit.

Ich muß Ihnen sagen, was ich an dieser Plastik sehe: daß die menschliche Hand nicht mehr da ist. An der Hand ist es erkennbar.

Seit Gorbatschow sind auch bei uns viele aus dem Dunkel getreten, fanden ihre Ideale rehabilitiert, auch den Mut, gegen die Ignoranz der DDR-Führung aufzutreten. Was ist aus ihnen geworden, und wie geht man heute mit ihnen um, den Wegbereitern unserer Revolution?

Es hat sich, denke ich, insgesamt nur eine Minderheit, eine nicht unbedeutende, einflußreiche Minderheit, wirklich intensiv mit den Ideen des Sozialismus auseinandergesetzt. Und die hat natürlich sehr profitiert. Nicht nur von Gorbatschow, sondern überhaupt von dem Verlauf, den das Denken vieler Schriftsteller und Publizisten in der Sowjetunion hatte.

Nachdem unser System wie ein Kartenhaus zusammengefallen war, passierte folgendes: Alle, die vorher nicht gesprochen hatten, sprechen jetzt laut. Aber sie haben eben das Sprechen nicht gelernt, was ja bedeuten würde, daß man sich differenziert ausdrückt. Daher kommt jetzt diese hintergründige Wut aus der schweigenden Masse, dem großen Teil der Mitläufer.

Aber da ist noch etwas passiert. Fast all jene, die als sogenannte Kommunisten das System mit getragen hatten, sind jetzt, da sie sagen können, was sie denken, plötzlich in einer Weise politisch rechts, daß es schon erschreckend ist. Die gestern noch eine stalinistische Kaderpolitik gemacht haben – ich kenne solche Leute in Wittenberg –, richten sich schon heute darauf ein, die Personalchefs zu werden. Das sind keine Wendehälse. Sie waren Schweinehunde, und sie sind es geblieben. Sie treten aus der Partei aus, um Personalchef in einem künftigen kapitalistischen Großbetrieb zu werden.

Dann gibt es Genossen, da muß man nur mal auf dem letzten Parteitag nachlesen, die jetzt das Hohelied der Marktwirtschaft singen. Sie fügen noch das kleine Wort „soziale“ hinzu – das hört sich gut an. Sie sprechen aber nicht davon, was es bedeutet, wenn jetzt plötzlich die Rechtsordnung der Bundesrepublik auf die DDR übertragen wird. Was es für den einzelnen Menschen bedeutet.

Wir sind die Herrschaft der großen Ideologie los und wollen doch wohl nicht jetzt in die Herrschaft des großen Geldes fallen, wir kleinen Armen! Dann sind wir wieder nichts! Dann sind wir die Kulis der Konzerne und der Leute, die wissen, wie man's macht. Es ist ja eigentlich was Schönes, daß wir da so naiv sind. Aber sie nutzen es aus, wenn wir nicht aufpassen.

Der Montag nach dem Besuch der Regierungsdelegation in Bonn war ein wichtiger Tag für die DDR, weil wieder eine Solidarität aufgekommen war. Diese Solidarität des Runden Tisches ist für mich etwas Beglückendes. Wir sind keine Wegwerf-DDR! Wir sind keine Schleuderware und keine schmuddlige Dirne, die sich den Herren da an die Brust wirft!

Auf der anderen Seite ist es auch so schrecklich zu sehen, was für eine Hinterlassenschaft wir haben.

Aber, die „Gorbi“ gerufen haben, sind ja alle noch da. Sie kommen jetzt nur nicht mehr an die Öffentlichkeit. Die müssen sich jetzt einfach wieder ein bißchen mehr trauen.

Ich trau mich. Mir wurde ja schon parteischädigendes Verhalten vorgeworfen. Selbständiges Denken – parteischädigend. Und ich weiß auch, woher der Vorwurf stammt; daher, daß ich beim Wort Sozialismus keine Ekelgefühle habe.

Also, die bisher schwiegen, haben keine differenzierte Sprache finden können und sagen jetzt – laßt uns mit allem zufrieden, was mit Sozialismus zu tun hat. Das verstehe ich völlig. Doch sollen wir nicht denken, Politik dürfe nur noch Reflex dieser Stimmen sein.

Und dann waren noch jene in der SED, die mitmachten, keine wirklichen Sozialisten, sondern welche, die gesehen haben, wo sie an der Macht teilhaben können, Macht ausüben und noch ein bißchen was davon haben. Die haben jetzt ge-

merkt, daß ihnen diese Partei das nicht mehr bieten kann und haben schnell abgestreift, was sie ja nie wirklich in sich hatten. Das wußte ich auch schon vorher.
Aber dann gibt es noch eine Menge ehrlicher, geradliniger Kommunisten. Davon sind noch einige in der jetzigen PDS. Und ihnen werde ich meine menschliche Solidarität und meine Dialogbereitschaft nicht entziehen, wenn sie die wollen.
Das Ausmaß der Schädigung, des

Abendpredigt in der Schloßkirche zu Wittenberg

inneren Ruins, den die schizophrene Existenz in 40 Jahren in uns hinterlassen hat, wird jetzt offensichtlich, wie auch der ökonomische Ruin und als Schlimmstes der ökologische. Es zeigt sich, daß das Differenzierungsvermögen nicht so entwickelt ist, wie es mit dem Besteck des Marxismus wirklich möglich wäre. Wieder nur entweder – oder, kein dialektisches Herangehen. Und dieser geistige Ruin der vielen hat dazu geführt, daß diejenigen, die jetzt noch „Gorbi" sagen wollen, stille werden. Ich möchte sie ermutigen, Brecht zu lesen, „Der Radwechsel": Ich bin nicht gern, wo ich herkomme. Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre. Warum sehe ich den Radwechsel mit Ungeduld?

Sie sprachen vom beglückenden Gefühl im Zusammenhang mit dem Runden Tisch. Nach dem 18. März geht aber der bundesdeutsche Wahlkampf weiter. Halten wir das aus, wenn es keine Runden Tische mehr geben sollte?

Ich möchte mich dafür einsetzen, daß die mehr informellen und kreativen, die neuen Formen der Demokratie, den 18. März und 6. Mai überleben. Hier sehe ich eine Möglichkeit, wirklich politisches Denken und Handeln des ganzen Volkes so zu ermöglichen, daß es nicht zu Institutionen erstarrt. Denn beim Runden Tisch kann man flexibel verfahren. Jede Gruppe entscheidet, wen sie schickt, das kann wechseln. Eine Gruppe löst sich auf, eine andere kommt neu hinzu. Die Runden Tische könnten die Inspirationsquelle, nicht nur die Kontrollinstanz, für die Parteidemokratie oder die parlamentarische Demokratie werden, in die hinein so auch immer etwas gespeist wird, was unmittelbar aus dem Volke kommt. Das zu erhalten können wir noch schaffen, wenn wir nur wollen. Für mich ist das eine Frage des Selbstbewußtseins und nicht der ökonomischen Zahlen. Die wirken natürlich auf das Selbstbewußtsein zurück, aber wir sind mehr als diese Zahlen.

Egoismus und Intoleranz machen sich breit. Deutsches Selbstbewußtsein kann auch angst machen. Was wird aus Osteuropa? Wir hätten doch die Chance, Bindeglied zwischen West und Ost zu sein aus der Solidarität heraus, die unserem bisher gemeinsamen Weg oder auch dem gemeinsamen Mißbrauch einer Idee entspringen müßte.

Da sind wir uns ganz einig. Davon handelt auch eine der Thesen unseres Kirchentages. Wir haben allerdings diese Chance, Bindeglied nach Osteuropa zu sein, schon über 40 Jahre verpaßt. Es fing etwas sehr Schönes an, als wir in unsere Nachbarländer reisen durften. Wirklich toll. Dann aber war bald Schluß. In Ungarn fehlte uns die Währung, in Bulgarien gab es schon lange ein Hin und Her, in Rumänien herrschte diese furchtbare Diktatur, und in die SU wurden wir erst nicht reingelassen, später sollten wir keine Leute aus der Sowjetunion treffen. Da ist vieles verhindert worden durch dieses Mißtrauenssystem, ein grundsätzliches Mißtrauen gegenüber Menschen. Dieses System war mißtrauisch allem gegenüber, was es nicht selbst hervorbrachte und was es nicht überschauen konnte. Nur, die Aufgabe bleibt, eine gewisse innere Bereitschaft in unserem Volke auszurichten. Und ich bin zuerst in die deutsch-polnische Gesellschaft eingetreten und werde dort aktiv mitmachen.

Welchen Weg werden wir gehen? Müssen wir erst Europäer werden, um Deutsche zu sein, oder müssen wir Deutsche sein, um Europäer zu werden?

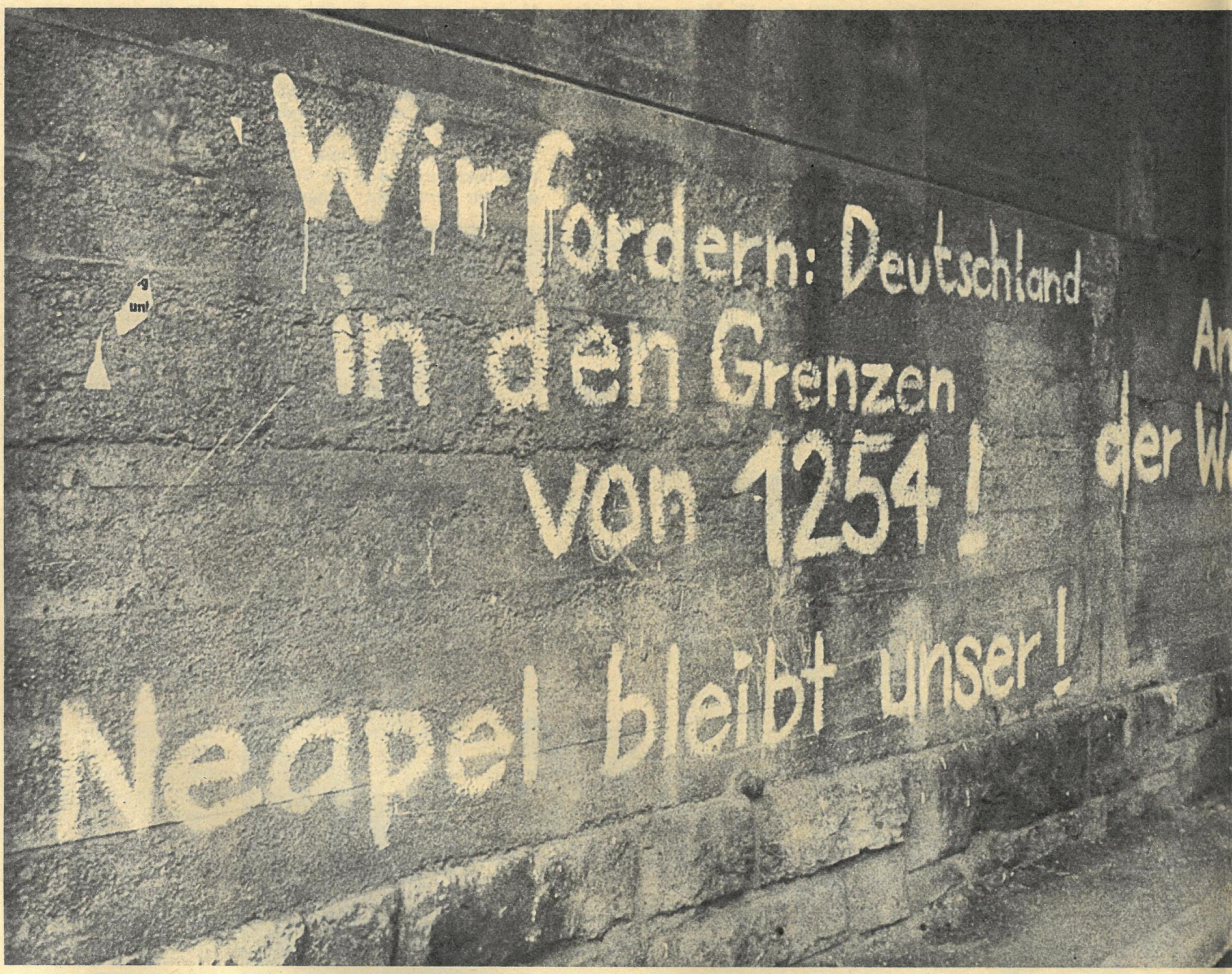
Ich kann das nicht nacheinander sehen: beim Deutsche werden – Europäer sein. Deutsche auch als Mecklenburger, als Thüringer, Deutsche als Bayern. Deutsch sein heißt ja, auf eine sehr vielfältige Weise deutsch sein zu können. Es ist ein so reiches Land in seiner Vielfalt. Wenn man das wieder entfaltet – wunderbar. Aber mit einer Durchlässigkeit zu anderen – denen, die deutsch sprechen, und denen, die nicht deutsch sprechen. Wir müssen jedenfalls so Deutsche werden, daß die anderen nicht Angst davor haben, daß mit ihnen mal wieder deutsch geredet wird! Mir ist jetzt wichtig, daß wir uns nicht wieder von den kurzfristigen Fragen, Problemen, Gefühlen überrennen lassen, sondern gleichzeitig fragen: Was wird aus uns in dieser Welt morgen, wenn wir uns so oder so entscheiden. Und ich, als Theologe, möchte gern, daß wir die Überlebensfragen, vor denen die Menschheit steht, zu unseren Lebensfragen werden lassen. Nur dann sind wir wirklich verantwortliche Wesen. Der Mensch ist ein Antwortwesen, ein ansprechbares, angerufenes Wesen und insofern auch ein Wesen, das Antwort geben soll. Die erste Frage an den Menschen ist: Adam, wo bist du, Mensch, wo bist du? Und die zweite: Wo ist dein Bruder, Abel? Die beiden Grundfragen der Bibel, die ersten Fragen, die Menschen gestellt werden. Und meine Aufgabe als Theologe, als Christ, als Staatsbürger ist, diese großen Fragen mit den kleinen Fragen, den Fragen nach Gegenwart und Zukunft, zu verknüpfen. Da sind die drei großen Herausforderungen, in denen sich alles zusammenfassen läßt: Wie werden wir erstens mit dem Hunger fertig auf dieser Welt, wie leben wir so, daß wir nicht auf Kosten anderer leben? Wie werden wir zweitens unsere eigenen lebensbedrohenden Produkte los, das ist die Frage des Zauberlehrlings. Und wie schützen wir drittens unsere Umwelt?
Gerechtigkeit, Frieden, Naturbewahrung müssen die übergeordneten Fragen bleiben, die aber nur dann von Menschen angenommen werden, wenn sie in die eigenen Lebensfragen übersetzt sind, vor denen jeder einzelne heute steht.

Bedeutet das für Friedrich Schorlemmer nicht doch, in die politische Verantwortung zu gehen?

Ich muß da nach vielen Seiten abwägen, aber ich denke, daß gegenwärtig auch Pfarrer nötig sind. In der Politik mögen sich jetzt auch andere versuchen und verschleißen. Ich bin für dieses hartbandagierte Geschäft nicht geeignet. Und wenn ich mir meine Empfindsamkeit abtrainiere, bin ich nicht mehr ich.

Sie wurden fast angefleht ...

Erstens bin ich zu verletzlich, zweitens müßte ich die Identität wechseln, und drittens bin ich kein in sich ruhender Mensch, der das auch aushalten könnte.
Ich will mir meine Sensibilität erhalten, alles andere würde mich entleeren. Immer, wenn ich mal knallhart bin, bin ich nicht mehr ich. Dann bin ich leer. Und nichts ist schlimmer für mich.
Lieber bin ich traurig als leer.
Lieber bin ich verzweifelt als leer.



Hatten wir Neapel denn jemals?
Wir hatten, beispielsweise, den guten Kaiser Barbarossa. Bevor er sich im Kyffhäuser zur Ruhe setzte, schlug er sich in Italien herum und verheiratete seinen Sohn Heinrich mit der sizilianischen Prinzessin Konstanze. Dieser sechste Heinrich auf dem deutschen Thron ließ sich in Palermo krönen, verteilte italienische Ländereien als Erbgut an seine Parteigänger und starb in Messina. Federico, Barbarossas Enkel, wohl die faszinierendste Gestalt unter den deutschen Herrschern, König von Sizilien und Jerusalem, der das Arabische fließend sprach, während es mit dem Deutschen ein wenig haperte, Federico zog nicht vom Stammsitz der Staufer auf der Schwäbischen Alb gen Süden, Federico kam aus seiner sizilianischen Heimat zu Besuch in den fernen deutschen Norden.
Die Spötter, die da in Gera nach Neapel verlangen, hätten also mit ihrem Sarkasmus getrost noch ein wenig südlicher greifen können. Weshalb schon in Neapel haltmachen? Sizilien wollen wir wiederhaben.

Geographie, hat Napoleon gesagt, ist Schicksal. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Es hat sich so gefügt, daß die Deutschen in der Mitte des Kontinents wohnen. Kein anderes Volk in Europa hat so viele Nachbarn: Franzosen, Belgier, Holländer, Luxemburger, Dänen, Polen, Tschechen, Ungarn, Österreicher, Schweizer. Und da das kleine Binnenmeer Ostsee mehr verbindet als trennt, können wir auch Schweden, Finnen, Russen, Esten, Letten und Litauer dazurechnen. Sollten wir die Portugiesen beneiden? Wenn Geographie Schicksal ist, Politik ist es nicht.
Die Herstellung europäischer Landkarten muß in vergangenen Zeiten ein lohnendes Geschäft gewesen sein. Beständig war allein der unentwegte Wandel. Heirat und Erbfolge, Kauf und Tausch, Bestechung und Erpressung, Raubzüge und endlose Kriege machten jede Grenze unsicher. Die Koalitionen wechselten, heute Freund, morgen Feind, Habsburg und Frankreich, England und Spanien, Schweden und Rußland, die Türken nicht zu vergessen und nicht den Papst in Rom. Und mittendrin immer die Deutschen.

Manchmal die Getriebenen, manchmal die Treiber. Gab es denn jenen „deutschen Drang nach Osten“, von dem in diesem Land so oft die Rede ging, so war er jedenfalls, sieht man sich nur richtig um, nicht der einzige Drang, der Europas Landkarte veränderte. Wie ist Preußen zu dem Stück Pommern rund um die Odermündungen gekommen? Zar Peter hat es den Schweden weggenommen und dem preußischen König in den Schoß geworfen. Wen hat Friedrich der Große aus Schlesien vertrieben? Die Habsburger.
Aber wann und wo und wie immer alte Grenzen verschoben oder neue gezogen wurden, allemal war der Jubel des einen der Jammer eines anderen.
Heute redet ganz Europa nur noch von einer Grenze. Das Neapel von Gera heißt Breslau. Alle Grenzen stehen fest, nur diese eine angeblich nicht. Eine Minderheit der Deutschen, rabiat, laut und nicht ohne Einfluß, will nicht wahrhaben, was seit nahezu einem halben Jahrhundert Realität ist. Die Gelegenheit scheint günstig: die DDR einmal vereinnahmt, ließen sich in einem

Foto: ADN-ZB/Kasper

angriffspakt, in dem er versicherte, daß Deutschland „unter keinen Umständen … zur Anwendung von Gewalt schreiten“ werde. Unterzeichnet am 26. Januar 1934. Im Sommer desselben Jahres, einer hat es mitgeschrieben, sprach Hitler mit seinen Statthaltern in Danzig Klartext: „Sie (die Polen) werden … als die Vorposten Deutschlands es uns ermöglichen, unsern Aufmarsch zu vollziehen und unsere Kampfhandlungen einzuleiten … Sie haben unsere eigenen Vorbereitungen zum Angriff zu verschleiern.“
Kein Pole kann jemals vergessen, was dann geschah, kein Deutscher darf es vergessen.
Herr Kohl ist gewiß nicht Hitler, die Bundesrepublik nicht das Dritte Reich. Aber wer den Polen sichere Grenzen verweigert, und sei es nur mit juristischen Spitzfindigkeiten, der baut Barrieren gegen das friedfertige, vereinte Europa.
Wer die deutsche Vereinigung will, der muß in den Grenzen von 1990 denken und keinen Schritt darüber hinaus. Ein viertes Reich mit Gebietsansprüchen darf es nicht geben.
Wann endlich werden die Deutschen mit sich selbst ins reine kommen? Deutschland ist nicht Portugal. Kommen die Deutschen nicht zur Ruhe, kommt Europa nicht zur Ruhe.
„Deutschland?“ hat Goethe sich gefragt. „Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden; wo das Gelehrte beginnt, hört das Politische auf. Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens. Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.“ Wir sind, so steht zu hoffen, eben dabei, uns endgültig auszubilden: zu freien Menschen, zu Europäern, zur Nation. Da darf kein Widerspruch bleiben, das eine bedingt das andere.

Nach Neapel nur noch mit dem Reisebüro.

Jürgen Jessel

Warum nur Neapel?

Zug noch kühnere Träume verwirklichen. So sprießen in der bayrischen CSU und in den Vertriebenenverbänden abenteuerliche Ideen. Der Bundeskanzler, stets die nächste Wahl im Auge, nimmt den ganzen Aberwitz sehr ernst, und falls er denn das verlorene Land schon nicht heimholen kann, wollte er aus der überfälligen Anerkennung der Grenze wenigstens ein kleines Schachergeschäft machen.
Man male sich, nur für einen Augenblick, das Bild aus: Die Deutschen, nein, nicht die Deutschen, ein gewisser Typ mit seiner Arroganz und seiner Intoleranz wieder in Schlesien als Herren des Landes. Wer solche Phantastereien mit machbarer Politik verwechselt, lebt im 19. Jahrhundert. Die Polen müssen nicht auf die alten Karten schauen, sie wissen Bescheid: Damals existierte Polen nur in den Köpfen der Polen, Warszawa russisch, Kraków österreichisch, Poznań preußisch-deutsch.
Wer nach Breslau schreit, will den zweiten Weltkrieg nachträglich gewinnen. Hitler schloß, die Polen erinnern sich gut, mit ihnen einen Nicht-

Ikonengalerie
[redacted] · 11 – 18 Uhr
An- und Verkauf
Groß- und Einzelhandel
Begutachtung · Expertisen · Restauration
[redacted]

Erlesene Russische Ikonen
Ikonen
Berlin 30, [redacted]

Russische Ikonen
Sammlerstücke aus dem 16.–19. Jahrh. (mit Zertifikat).
– Bildangebote kostenlos –
[redacted]

IKONENGALERIE
[redacted]
Größte Auswahl Deutschlands
Geschäftszeit 11-13 u. 15-18 Uhr
[redacted]
Eingang [redacted]

Sensationeller Fund im Reisegepäck

Heilige im Hemd

WACHSAM: Obersekretär Jochen Erbe (links) deckte den Schmuggelversuch mit 39 Ikonen auf. Kurz zuvor hatte er bereits 200 000 Mark in verschienden RGW-Währungen sowie Päckchen mit Halbleiterelementen entdeckt.
WERTVOLL: Vier Bilder des sensationellen Fundes (linke Seite). Einzelne Stücke hatten einen Wert bis zu 6000 Mark.
WAGEHALSIG: Kürzlich versuchten zwei Reisende in ihrem Auto 13 Ikonen, sieben weitere sakrale Gegenstände, 21 Sammlermünzen – zum Teil aus dem 19. Jahrhundert –, fünf Edelsteine, viereinhalb Kilo Kaviar sowie Geld in verschiedenen Währungen aus der Sowjetunion via Polen und DDR nach Westeuropa zu schmuggeln. Endstation der tolldreisten Tour – Grenzzollamt Frankfurt (Oder) (Foto unten).

20.07 Uhr. Der D 244 aus Moskau schiebt sich in den Frankfurter Hauptbahnhof nahe der Oder. Die nächsten 40 Minuten gehören dem Zoll. Obersekretär Jochen Erbe lächelt still in sich hinein. Nur noch diese eine Nachtschicht, dann geht's ab in den Urlaub. Die Kontrollen verlaufen bis zum Waggon 2, Abteil 1, Platz Nr. 30 zügig. Zum x-ten Mal stellt dort der Kontrolleur, diesmal auf russisch, seine Frage: „Führen Sie Ikonen oder Kaviar mit sich?" Mit dem Gespür eines ausgefuchsten Judoka bemerkt Zöllner Erbe, daß sein Gegenüber für eine Hundertstelsekunde aus dem Gleichgewicht gerät. Er greift nach: „Bitte zeigen Sie mir den Inhalt dieses Koffers!" Den Schlüssel suchend, durchpflügt der Aufgeforderte seine Habe. Indem er aber trotz all seiner gezeigten Verzweiflung einige seiner Gepäckstücke nicht mal mit dem kleinen Finger anrührt, legt sich der Transitreisende selbst auf die Matte. Sich nun seiner Sache ganz sicher, bittet Obersekretär Erbe kategorisch um die Preisgabe aller Geheimnisse eines prallen Plastikbeutels. Ein Hemd, noch ein Hemd... und dann funkelt aus der Tiefe dem 33jährigen Beamten die erste Ikone entgegen. End-Ergebnis der weiteren Suche: 39 (neununddreißig) Heiligenbilder. Ganz kleine und große, die für die kriminelle Reise brutal zersägt wurden. An diesem einen Tag besitzt das Frankfurter Zollamt eine prächtigere Ausstattung als manch russisch-orthodoxe Kirche.

Die Kultbilder nehmen in der Liturgie dieser Glaubensrichtung einen zentralen Platz ein. Ihr Ursprung liegt allerdings immer noch im Dunkel der Geschichte verborgen. Einer der legendären Kirchenväter, der Heilige Basilius (330 bis 378), definierte Ikonen als gemalte Gebete. In keinem orthodoxen Haushalt fehlt ein solches Tafelbild. Die Gotteshäuser beherbergen sie oft in verschwenderischer Fülle und in kostbarsten Ausführungen.

Die meisten sind mit Gold, Silber, Edelsteinen und anderen edlen Materialien eingefaßt.

Auch darum gelten die Heiligenbilder als begehrte Sammelobjekte und Kapitalanlagen. Aber überall, wo sich ein seriöser Kunsthandel (siehe Faksimile) etabliert, bildet sich meist auch eine undurchsichtige Grauzone. Sie bedient jene Spekulanten, denen die Quellen völlig egal sind, aus denen der Nachschub sprudelt.

Den Fall der 39 Ikonen übernehmen jetzt andere Zöllner. Absolute Korrektheit führt das Regime. Im Protokoll taucht sogar der Moskauer Busfahrschein Nr. 369241 auf, den der Reisende irgendwo mit sich führte. Zur Gerechtigkeit gehört Gewissenhaftigkeit. Ob es nun Zufall oder ein professioneller Schachzug war, das bleibt Geheimnis des Zolls. Jedenfalls wird dem Verdächtigen, in dessen Heimat das Temperament zu Hause ist, mit Oberkommissarin Elfi Reiter eine Untersuchungsführerin zugeteilt, die stoische Ruhe und unerschütterliche Beharrlichkeit schon mit der mecklenburgischen Muttermilch einsog. Die zielstrebige Frau hat noch einen weiteren Vorteil, den der Ertappte nicht ahnt. Längst weiß man hierzulande, wie dieser Kunstschmuggel von straff organisierten Banden abgewickelt wird. Zeitweilig in der Sowjetunion lebende Ausländer werden von ihnen mit dem großen Geld gelockt. Viele dieser „Kuriere" versuchen nebenbei noch ein privates Schnäppchen zu machen. Frau Reiter beweist die Geduld eines Engels. Tropfen für Tropfen füllt sich das Gefäß der Wahrheit, aber nicht ganz bis zum Rand. Die Ikonen sollen von einer gewissen Sonja stammen, in deren Wohnung es kaum einen Platz gibt, an dem keine Bilder hängen oder liegen. Nach und nach will der Beschuldigte dort Objekte im Wert von 16 000 Rubel erworben haben. In Westberlin sollten daraus 10 000 DM werden. Nach vielen Vernehmungen kommen auch geheimnisvolle Auftraggeber ins Spiel. Über sie will der Vernommene erst nach telefonischer Rücksprache mit ihnen Angaben machen. Dieses Ansinnen widerspricht natürlich den juristischen Gepflogenheiten in aller Welt. Es wird abgelehnt. Auch deshalb, weil inzwischen das Geständnis und genügend Beweismaterial für die Anklage vorliegen. Experten von der Frühchristlich-byzantinischen Sammlung der Staatlichen Museen zu Berlin bescheinigen dem Schmuggelgut einen hohen kulturhistorischen Wert. In DDR-Geld ausgedrückt: 70 000 Mark. Der Fall kommt zur Verhandlung. Nach seinen drei Monaten Untersuchungshaft wird der Amateur-Schmuggler ausgewiesen. Die Ikonen werden eingezogen. Zwischen den RGW-Staaten besteht ein Regierungsabkommen. Der Inhalt geht in vielen Punkten über die Forderungen der UNO hinaus. So werden Kulturgüter konsequent an die Länder zurückgegeben, aus denen sie stammen.

Während der Heilige Nikolaus, die Gottesmutter, Jesus selber und all die anderen Ikonen der sowjetischen Botschaft in Berlin ausgehändigt werden, geht in Frankfurt (Oder) ein Zollobersekretär durch den Zug und stellt die Frage: „Haben Sie Ikonen oder Kaviar?"

Wolfgang Suckert

Fotos: Volker Hohlfeld, Siegfried Jur; Repros: Zollverwaltung der DDR

Teil 8

Der Tod des Diktators

Die engsten Vertrauten des Toten an seinem Sarg. Vorn rechts im Bild: Berija, Chef des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes. Links daneben: Malenkow, Nachfolger Stalins als Vorsitzender des Ministerrats. Dritter von links Außenminister Molotow, hinter ihm Bulganin in der Marschallsuniform als Verteidigungsminister.

Jahre vergingen. Das Zentralkomitee trat nicht zusammen. Nach dem Plenum vom Februar 1947, bei dem Fragen des „Aufschwungs der Landwirtschaft“ erörtert worden waren, fand das nächste erst im August 1952 statt, und auf ihm wurden organisatorische Fragen zur Einberufung des XIX. Parteitages entschieden. Die Pressemitteilungen über diese Plenartagungen waren ziemlich rätselhaft: „Vor kurzem fand in Moskau das fällige Plenum des ZK der KPdSU (B) statt.“ Wer den Bericht erstattete, wie der Verlauf der Diskussion war, wann genau die Tagung war, konnte der Leser nicht einmal erraten. Bürokratie kommt ohne Geheimnistuerei nicht aus. Sie ist einer ihrer wichtigsten Pfeiler.

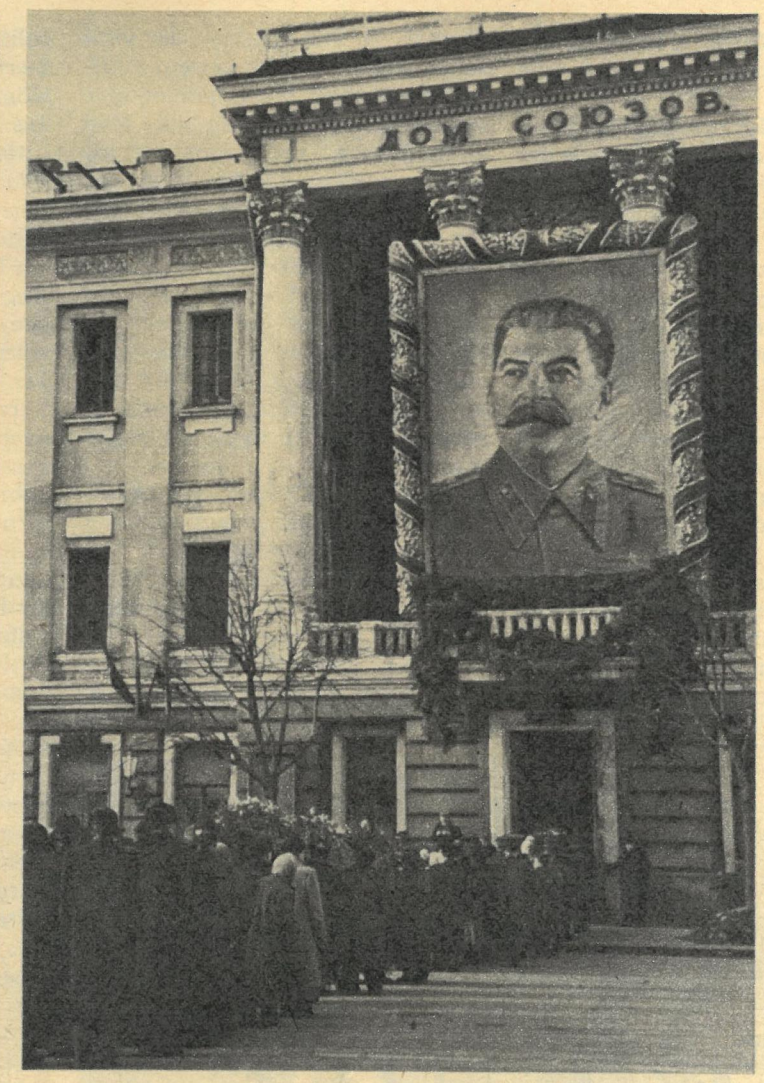
Stalin brauchte die Foren der Partei nicht. Ohne Parteitag allerdings wollte er große Veränderungen in der Parteiführung nicht vornehmen. Im übrigen wußte er, daß sich dieser nach seinen Regieanweisungen richten und seine, Stalins, Beschlüsse absolut absegnen würde. Der alternde und kranke „Führer“ wollte offenbar den Boden für die Ausschaltung einer Reihe seiner langjährigen Mitkämpfer bereiten, die zuviel wußten und nach dem Parteitag genehme Prügelknaben abgeben konnten.

Einige Tage vor dem Parteitag legte Stalin fest, dessen Eröffnung um sage und schreibe sieben Uhr abends stattfinden zu lassen. Er ordnete damit das höchste Forum der Partei seinem eigenen Tagesablauf unter. Das Präsidium des Parteitages war klein. Aber es gab eine Neuerung: Die Mitglieder drängten sich an der linken Hälfte des Tisches zusammen, während Stalin allein, in einsamer Größe, rechts saß. Weder neben noch hinter ihm gab es jemanden. Der „große Führer“ wollte sich nicht zwischen den höchsten Funktionären der Partei verlieren. In den Reden der Delegierten wurden die endlosen Bezugnahmen auf ihn mit Applaus, stehenden Ovationen und Sprechchören quittiert. Vor Stalins Augen entwickelte sich eine wahre Psychose. Die Delegierten, die den Blick nicht von ihm wandten, demonstrierten Ergebenheit, Liebe, Begeisterung und Unterwürfigkeit. Angeödet von den pausenlosen Lobhudeleien, verschwand der „Führer“ in der Pause und tauchte lange nicht wieder auf. Offenbar war er nur am Eröffnungs- und am Schlußtag bei allen Sitzungen anwesend. Zwei, drei Tage lang erschien er überhaupt nicht.

Ich glaube nicht, daß es gesundheitliche Gründe dafür gab. Für Stalin waren solche Veranstaltungen, bei denen es weder Kampf, noch Rätsel, noch Unklarheiten gab, schon lange uninteressant geworden. Aber er wollte auch nicht, daß sie anders wären. Ein Parteitag war für ihn „demokratische“ Umrahmung seiner Alleinherrschaft.

Überdies waren nur noch wenige der auf dem XVIII. Parteitag gewählten ZK-Mitglieder am Leben. Das ZK bedurfte einer Auffüllung, denn hin und wieder mußte man sich schließlich von ihm etwas absegnen lassen. Die Delegierten waren bis zum letzten Tag im Ungewissen: Würde der „Führer“ das Wort an sie richten oder nicht? Auf der Schlußsitzung, als alle sahen, daß Stalin von seinem Platz am Präsidiumstisch aufstand und langsam den von einem Läufer markierten Weg zum Rednerpult abschritt, erhoben sich alle im Saal von ihren Plätzen und bereiteten ihm eine lange Ovation. Stalin trat nicht in Militär-, sondern in der sogenannten Partei-Uniform mit nur einem Heldenstern auf, um dem im Kopf der Menschen existierenden Bild von einem bescheidenen Führer gerecht zu werden.

Seine Rede war kurz. Der Beifall, mit dem sie immer wieder unterbrochen wurde, dauerte insgesamt länger als die Rede selbst. Stalin brachte es tatsächlich fertig, nicht ein einziges Wort über innere Angelegenheiten des Landes und der Partei zu verlieren. Er vermerkte



Stalin - Legende und Wirklichkeit

von Dmitri Wolkogonow

lediglich, daß nun für die Partei durch die Entstehung der volksdemokratischen Länder, durch „neue Stoßbrigaden", wie er sich ausdrückte, „der Kampf leichter geworden ist" und die „Arbeit flotter" vorangeht. An die Delegationen von kommunistischen Parteien kapitalistischer Länder gewandt, verkündete Stalin zwei höchst zweifelhafte Losungen. Beide gingen von der These aus, in der kapitalistischen Welt seien die Banner der bürgerlich-demokratischen Freiheiten und der nationalen Unabhängigkeit und Souveränität über Bord geworfen worden. Er rief die kommunistischen und demokratischen Parteien auf, diese Banner wieder zu erheben. Wie in der sogenannten Komintern-Zeit der zwanziger Jahre äußerte sich Stalin von neuem überzeugt vom kommenden „Sieg der Bruderparteien in den Ländern der Herrschaft des Kapitals". Die Einförmigkeit des Denkens Stalins war in gewisser Weise schockierend. Er hatte nicht einen einzigen neuen Gedanken.

Wer scharfsinniger war – ich hatte Gelegenheit, mit mehreren Delegierten des XIX. Parteitages zu sprechen –, spürte, daß Stalin schon sehr eingehend darüber nachdachte, was nach ihm sein würde und wie man über seine Hinterlassenschaft verfügen wollte. Ich bin der Meinung, daß sich gerade daraus seine ungewöhnlich lange Rede auf dem Plenum des durch den Parteitag gewählten ZK erklären läßt. In bösen Worten und vorwurfsvollem Ton äußerte er Zweifel, ob seine Kampfgefährten den eingeschlagenen Kurs halten könnten. Würden sie nicht vor den inneren Schwierigkeiten und dem Imperialismus kapitulieren? Könnten sie in neuen Prüfungen Standhaftigkeit und Härte beweisen?

Wir wissen heute, daß Stalin mit dieser seiner letzten öffentlichen Rede über Molotow und Mikojan herfiel, wie um zu verstehen zu geben, daß nicht alle in seiner „alten Garde" Vertrauen verdienen. Stalin befürchtete, daß sein eigentliches Erbe – eine starke, düstere, in ihrer langen Stagnation erstarrte Macht – nicht in die richtigen Hände käme.

Am späten Abend des 28. Februar 1953 kamen Malenkow, Berija, Chruschtschow und Bulganin zur Datsche Stalins, wie er es gewünscht hatte. Man aß zu Abend. Man beredete (lies: entschied) wie immer eine Unmenge Dinge. Man saß dort bis vier Uhr am Morgen des 1. März. Gegen Ende der nächtlichen Zusammenkunft war Stalin verstimmt. Er machte keinen Hehl aus seiner Unzufriedenheit mit Molotow, Malenkow, Berija, und auch Chruschtschow bekam etwas ab. Nur an Bulganin hatte er kein Wort gerichtet. Alle warteten darauf, daß der Hausherr endlich das Zeichen zum Aufbruch geben würde. Doch Stalin erging sich noch immer in Betrachtungen darüber, daß ganz offensichtlich manche Genossen in der Führung glaubten, sie könnten

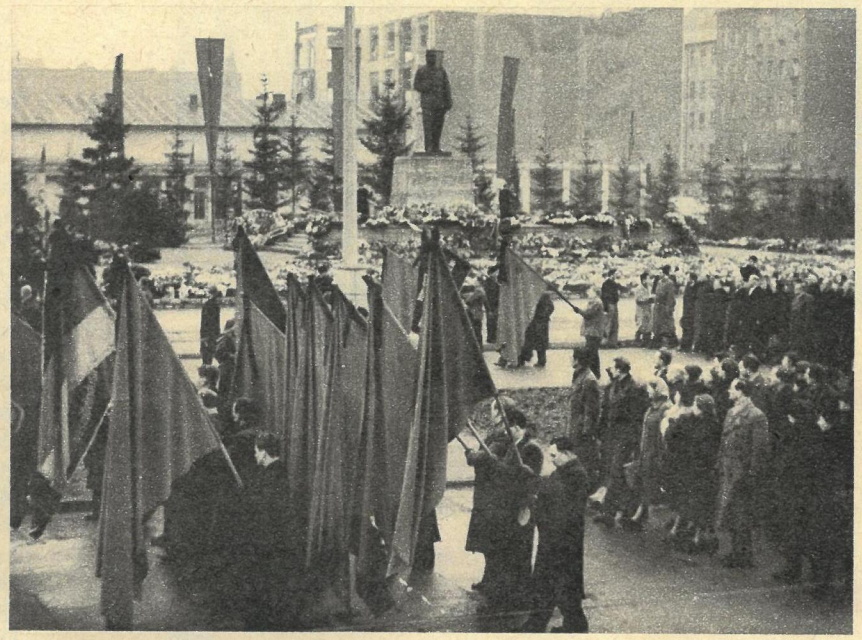
Stalin — Legende und Wirklichkeit

sich auf ihren alten Verdiensten ausruhen. Da hätten sie sich aber getäuscht, sagte er. Stalins Worte klangen unheilvoll. Den Zuhörern mußte klar werden, daß sich hinter seinem Ärger eine neue Absicht verbarg. Vielleicht diese, sämtliche alten Politbüromitglieder kaltzustellen und ihnen die zahllosen eigenen Verfehlungen anzulasten. Stalin wußte, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb. Daß diese zornige Tirade die letzte in seinem Leben gewesen sein sollte, konnte er allerdings nicht wissen. Seine Lebensuhr war bereits abgelaufen. Stalin ließ seinen Gedanken unvollendet, er brach mitten im Satz ab, nickte den Anwesenden kühl zu und verließ den Raum. Seine Besucher gingen schweigend auseinander und fuhren eilig davon.

Am 1. März zur Mittagszeit, wie sich T. Rybin im Gespräch mit mir erinnerte, begann das Dienstpersonal Stalins unruhig zu werden. Stalin hatte sich noch immer nicht gezeigt und auch nach niemandem gerufen. Ohne Aufforderung seine Räumlichkeiten zu betreten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Doch da ging um 18.30 Uhr das Licht im Arbeitszimmer an. Alle atmeten erleichtert auf, warteten, daß die Klingel ertönte. Doch Stalin speiste nicht, sah weder die Post noch andere Papiere durch. All das war ungewöhnlich, besorgniserregend. Es wurde schließlich 22 Uhr. Absolute Stille in den Räumen. Höchste Unruhe unter den Diensthabenden. Man müsse hineingehen, war zu hören. Schlimme Vorahnungen griffen um sich. Die diensthabenden Mitarbeiter berieten, wer hineingehen sollte. Um 23 Uhr betrat der Mitarbeiter M. Starostin Stalins Räumlichkeiten, in der Hand die Post als Entschuldigung für den Fall, daß der Hausherr wegen des Verstoßes gegen die geheiligte Ordnung ungehalten sein sollte.

Starostin ging durch mehrere Zimmer, schaltete auf seinem Weg überall das Licht ein und prallte zurück, als er im kleinen Speisezimmer im Schein der aufflammenden Beleuchtung Stalin auf dem Boden liegen sah, in Pyjamahose und Unterhemd. Er hob schwach die Hand, um Starostin zu bedeuten, näher zu treten, vermochte aber nicht zu sprechen. In seinen Augen standen Schrecken, Angst und flehendliches Bitten. Auf dem Boden lag eine „Prawda", auf dem Tisch war eine geöffnete Flasche Mineralwasser zu sehen. Ganz offenbar lag Stalin schon lange hier, denn in dem Raum war ja das Licht nicht eingeschaltet gewesen. Auf das Rufen Starostins hin stürzte das Personal herbei. Man bettete Stalin auf den Diwan. Mehrmals versuchte er, etwas zu sagen, doch er brachte nur unklare Laute hervor. Eine ausgedehnte Gehirnblutung hatte ihn nicht nur der Sprache beraubt, sondern verdunkelte dann auch sein Bewußtsein.

Stalin, einer der mächtigsten Männer der Welt, war in der Stunde der Not abgeschnitten vom einfachsten medizinischen Beistand durch eine Barriere aus bürokratischen Instruktionen und Verboten. Der „Führer" wurde zum Gefangenen seines eigenen Systems. Wie sich dann herausstellen sollte, war es ohne Erlaubnis Berijas nicht einmal möglich, einen Arzt zu Stalin zu rufen. Auch das war in einer dieser unzähligen Instruktionen festgelegt. Um drei Uhr morgens trafen Berija und Malenkow ein. Malenkow ging zu dem Sterbenden auf dem Diwan, von wo Todesröcheln zu vernehmen war. Berija hielt sich nicht damit auf, Ärzte zu rufen, sondern fiel augenblicklich über das Dienstpersonal her: Was veranstalten Sie hier für eine Panik! Sehen Sie nicht, daß Genosse Stalin fest schläft. Marsch! Verschwinden Sie alle von hier, und stören Sie nicht den Schlaf unseres Führers! Ich werde mich noch mit Ihnen beschäftigen.



Staatstrauer auch in der DDR. Hier in der Frankfurter Allee, vor dem damaligen Stalin-Denkmal.

Die beiden ehemaligen Kampfgefährten Stalins trieben Wache und Bedienungspersonal aus dessen Räumlichkeiten, verboten allen, mit irgend jemandem zu telefonieren, und fuhren davon. Erst gegen neun Uhr morgens erschienen Berija und Malenkow in Begleitung Chruschtschows wieder auf der Bildfläche, nach ihnen dann auch die anderen Politbüromitglieder mit den Ärzten.

In ihrem Buch „Zwanzig Briefe an einen Freund" schrieb Stalins Tochter Swetlana: „In dem großen Saal, wo der Vater lag, drängte sich eine Menge Leute. Unbekannte Ärzte, die zum erstenmal den Kranken besuchten (das Akademiemitglied W. N. Winogradow, der viele Jahre lang den Vater betreut hatte, saß im Gefängnis), entfalteten eine schreckliche Betriebsamkeit. Man setzte Blutegel im Genick und am Hals an, man machte Elektrokardiogramme, Röntgenaufnahmen von der Lunge, eine Krankenschwester gab dem Patienten immer wieder Injektionen, und einer der Ärzte machte ständig Aufzeichnungen über den Verlauf der Krankheit. Es geschah alles, was notwendig war; alle waren bemüht, ein Leben zu retten, das nicht mehr zu retten war."

Alle waren erfüllt von Feierlichkeit, Trauer und dem Bewußtsein der Bedeutung des Augenblicks für den Staat. Niemand hatte Zweifel daran, daß dies das Ende Stalins war. Ein schwerer Gehirnschlag hatte den „Führer" ereilt. Doch Berija trat immer wieder auf die Ärzte zu und forderte laut, damit es alle hören konnten: „Sie garantieren für das Leben des Genossen Stalin? Sie sind sich all Ihrer Verantwortung für die Gesundheit des Genossen Stalin bewußt? Ich warne Sie..."

Die leichenblassen Professoren, Ärzte und Schwestern stammelten irgend etwas, hasteten umher und hatten davor Angst, daß ihnen nach dem Tod des „Führers" dasselbe Schicksal beschieden sein könnte. Berija trug eine triumphierende Miene zur Schau. Alle im Politbüro, Malenkow eingeschlossen, fürchteten bei ihm diesen Gesichtsausdruck. Der Tod des Tyrannen kündigte neue Blutorgien an.

Erschöpft von seinen pausenlosen Anweisungen und der vorgetäuschten Sorge, überzeugt davon, daß Stalin eigentlich schon nicht mehr unter den Lebenden weilte, verschwand Berija plötzlich für einige Stunden in den Kreml und ließ die politische Führung des Landes am Sterbebett des „Führers" zurück. Möglicherweise wollte er aus Stalins Safe Dokumente des Diktators entfernen, die, wie er befürchtete, seine eigene Person betreffende Verfügungen enthielten. Stalin hatte, wie Berija vermutete, sicher ein Testament hinterlassen, und solange Stalins Autorität auch nach dem Tode unangefochten blieb, würde sich kaum jemand finden, der sich dem letzten Willen des Verstorbenen widersetzte. Als er nach einigen Stunden mit noch größerem Selbstbewußtsein zurückkehrte, wies er die deprimierten Genossen an, sofort eine Regierungsmitteilung über die Erkrankung Stalins zu entwerfen und ein ärztliches Bulletin über den Krankheitsverlauf zu veröffentlichen.

Berija benahm sich wie der Thronfolger eines mächtigen Imperiums, der das Leben jedes Bewohners in seiner Hand hält. Jener, dem er gedient und der ihm eine unkontrollierte Machtfülle verliehen hatte, interessierte Berija schon nicht mehr. Stalin war für ihn bereits Vergangenheit. Berijas Gedanken galten der nächsten Zukunft.

Das Ende des „Führers" ließ nicht lange auf sich warten. Ich glaube, die letzten Minuten des Diktators sind am besten von seiner Tochter beschrieben worden, die sie selbst miterlebt hat: „Die Agonie war entsetzlich, sie erwürgte ihn vor aller Augen. In einem dieser Augenblicke – ich weiß nicht, ob es wirklich so war, aber mir schien es jedenfalls so –, offenbar in der letzten Minute öffnete er plötzlich die Augen und ließ seinen Blick über alle Umstehenden schweifen. Es war ein furchtbarer Blick, halb wahnsinnig, halb zornig, voll Entsetzen vor dem Tode und den unbekannten Gesichtern der Ärzte, die sich über ihn beugten, – dieser Blick ging im Bruchteil einer Sekunde über alle hin, und da – es war unfaßlich und entsetzlich, ich begreife es bis heute nicht, kann es aber nicht vergessen –, da hob er plötzlich die linke Hand (die noch beweglich war) und wies mit ihr nach oben, drohte uns allen. Die Geste war unverständlich, aber drohend, und es blieb unbekannt, worauf oder auf wen sie sich bezog... Im nächsten Augenblick riß sich die Seele nach einer letzten Anstrengung vom Körper los."

Vor den augenblicklich verstummten, angesichts des ewigen Geheimnisses des Todes erstarrten alten Kampfgefährten lag ihr Herrscher, ihr Abgott, ihr Richter, ihr Herr, ihr Wohltäter. Lag der Henker. Die meisten empfanden Trauer und Erleichterung zugleich. Ein Mensch war dahingegangen, der neben blinder Liebe gleichzeitig unaufhörlich irrationale Furcht einflößte.

Fortsetzung auf Seite 31

FW – PREIS-FRAGE

Was Sie wissen müssen:

Gesucht wird die Bezeichnung einer Berglücke in der Weserkette, dem nördlichsten Höhenzug des Weserberglandes oberhalb der Stadt Minden. Diese Lücke entstand infolge des Durchbruchs der Weser von Westfalen aus. Was fleißig war von dem Fluß, wie Sie zugeben werden. Bekannt wurde die Gegend jedoch noch durch etwas anderes: durch das Kaiser-Wilhelm-Denkmal (erbaut 1892–96 nach Plänen von Bruno Schmitz, die Statue schuf der Wiener Bildhauer Prof. Caspar Ritter von Zumbusch), eine gewaltige, 88 m hohe deutsche Gesteinsaufhäufung auf dem ohnehin schon 277 m hohen Wittekindsberg.

Was Sie tun sollten:

Den Namen der Lücke, lateinisch oder deutsch, auf eine Postkarte schreiben. Kennwort: FW-Preisfrage. Und an uns schicken: FREIE WELT, Postfach 10, Berlin 1056. Einsendeschluß: 15. 4. 1990 (Datum des Poststempels).

Was Sie gewinnen können:

Direkt im Weserknie, mit Blick auf Denkmal und bewußte Lücke, befindet sich einer der schönsten und renommiertesten Campingplätze der BRD. FW verlost unter den richtigen Einsendungen einen

Traum-Camping-Urlaub

an der Weser auf diesem Platz. Für eine Familie in einem Zelt. Mit kostenlosem Surfkurs, Wanderungen im wunderschönen Mühlenkreis Minden-Lübbecke und allerlei Überraschungen. Die Ermittlung des Gewinners erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.
Toi, Toi, Toi!

REISE Welt

heute neu mit:
- *Reise-Gewinn*
- *Jugendherbergskarte*
- *Visitenkarte Stockholm*

Amberg in Ostbayern
bietet nunmehr auch interessierten Gästen aus der DDR ein spezielles Angebot ab 70 DM für eine Woche Ü/F. Im Angebot enthalten: Museumsbesuche, Stadtführungen, eine Gebietskarte und ein Amberger Ferienlandkrug.

Anmeldung und Information:
Ferienland Amberg,
Zeughausstraße 1 a,
8450 Amberg

Die ANGLO-GERMAN-ASSOCIATION e. V. versendet Stückchen der Berliner Mauer im durchsichtigen Geschenkkästchen für 19,50 DM + Versandkosten. Der Reingewinn wird dafür verwendet, Kindern und Jugendlichen aus der DDR eine **Reise zu englischen Gastfamilien** in der Grafschaft Kent zu finanzieren. Adresse der Geschäftsstelle: Heinsestr. 54, 1000 Berlin 28. Tel.: (030) 4 04 04 79

Lübeck hat als erste BRD-Stadt einen vollständig eigenfinanzierten Reisekatalog für den benachbarten Teil Mecklenburgs herausgebracht. Die Hansestädte Wismar und Rostock sollen schon bald in eine Werbegemeinschaft einbezogen werden, nachdem sie westlichen Besuchern wieder als Ausflugsziele zur Verfügung stehen.

Tips · Trends · News

PLANTOURS-AUSTRIA eröffnet Anfang April 1990 im Leipziger Zentrum das erste österreichische Reisebüro in der DDR und empfiehlt sich als Urlaubsberater nach Österreich mit einem umfangreichen Hotel- und Reiseservice.

Zum halben Preis zur Loreley

DDR-Bürger zahlen für Ausflugsfahrten auf dem Rhein mit den Schiffen der Köln-Düsseldorfer halbe Preise.

Eine Tagestour von Rüdesheim nach St. Goarshausen (Loreley) und zurück kostet 11,50 DM. Kinder bis 4 Jahre fahren generell frei. Der halbierte Fahrpreis gilt auch auf der Mosel zwischen Koblenz und Cochem. Fahrkarten an allen Anlegestellen.

Die Schaffung einer antarktischen Schutzzone „Weltpark Antarktis" mit einem detaillierten Maßgabenkatalog und einer unabhängigen Aufsichtsbehörde fordert GREENPEACE, um weiteren irreparablen Schädigungen der bedrohten Tier- und Pflanzenwelt vorzubeugen.

„Reisetips für Behinderte" gibt's kostenlos bei: „Grünes Band", Altes Rathaus, 4430 Steinfurt

Im letzten Jahr haben an die
85 % der DDR-Bürger
über 14 Jahre eine Urlaubsreise mit mindestens einer Übernachtung gemacht. Am reisefreudigsten waren die Einwohner des Bezirkes Gera mit 97,2 %. Für 1990 liegt die Reiseabsicht im DDR-Durchschnitt bei 88,5 %. Diese Daten gehen aus einer „Reisestudie DDR" hervor, die auf gemeinsamen Untersuchungen der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List" in Dresden und des Instituts für Tourismus der Freien Universität Berlin beruht.

Die Bundesbürger:
40 % wollen 1990 mindestens zwei Wochen verreisen (1989: 42 %)

- Zwei-Wochen-Reisen (und länger) gingen 1989 von 44 auf 40 % zurück;
- Kurzreisen (bis 13 Tage) stiegen von 11 auf 14 %;
- finanzielle Gründe zwingen zu kürzeren Reisen (ein Zwei-Wochen-Urlaub am Mittelmeer kostet einen Vier-Personen-Haushalt rund 7000 DM)

Feststellungen aus der jüngsten Projektstudie des BAT-Freizeit-Forschungsinstituts, Hamburg.

Verschiedene Gasthäuser in Schleich an der Mosel offerieren
kostenlose Weinproben
für DDR-Besucher.

Neben Ü/F ab 18 DM werden Kinder bis zu 6 Jahren kostenlos, ab 7 Jahren mit Ermäßigung aufgenommen.

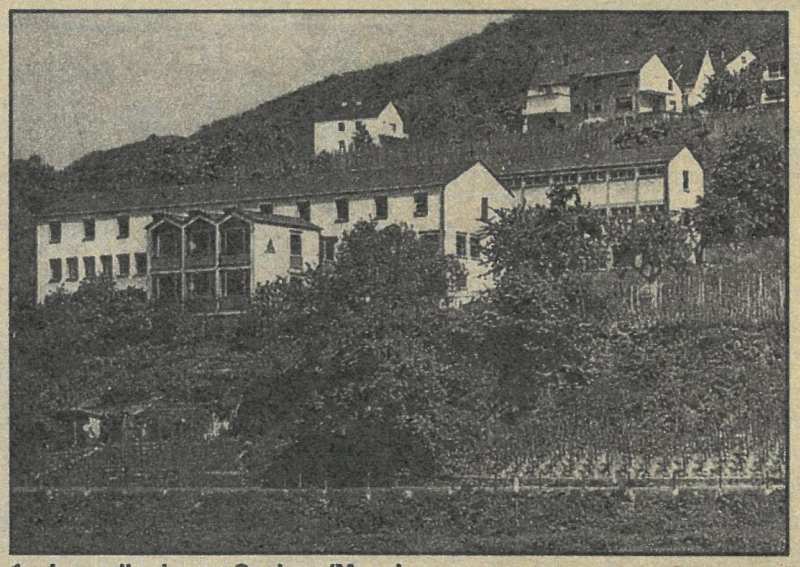
Info/Reservierung:

Heimat- u. Verkehrsverein Schleich, An der Römischen Weinstraße, 5501 Schleich

Wer die Chefarztwohnung des zauberhaften
Professors Brinkmann
in Augenschein nehmen möchte:
Die Kurverwaltung, Postfach 30, 7821 Grafenhausen im südlichen Schwarzwald macht's möglich. Das Programm kann zum Wochenkomplettpreis ab 96 DM pro Person (Ü/F) gebucht werden, inklusive Hallenbad-Besuch, Fackelwanderung, Schwarzwaldfilm und eben der freie Eintritt ins Heimatmuseum „Hüsli" (bekannt durch die Fernsehserie „Die Schwarzwaldklinik").

FW-Reiseatlas — Jugendherbergen in der BRD

Nicht wenige Menschen bezeichnen ihren Urlaub als den schönsten Moment des Jahres. Für den DDR-Bürger erschließt sich in diesem Jahr ein unüberschaubares Angebot an Reisezielen und Reisearten. Das wissen auch die Reiseveranstalter der anderen Länder. Eigens zur weltgrößten Tourismusbörse, der ITB in Berlin (West), fertigten das Institut für Tourismus der Freien Universität Berlin (West), die Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List" Dresden, die Berliner Morgenpost und die AMK Berlin eine gemeinsame Studie über die Reiseabsichten von DDR-Bürgern an. Dabei kam unter anderem bei den Reisezielen heraus: Von denjenigen, die 1990 einen Kurzurlaub (zwei bis vier Tage) planen, wollen 89,2 Prozent in die BRD reisen. Bei den Urlaubsreisewilligen (über fünf Tage) beträgt der Anteil 74,3 Prozent. Aber auch: Über die Hälfte der Befragten hat noch keine Vorstellung über die Reisefinanzierung. Das liegt hauptsächlich wohl an den begrenzten finanziellen Möglichkeiten der Masse unserer Bevölkerung. Darunter fallen zu einem Großteil junge Leute. FREIE WELT-Reisen regt daher eine Art Tourismus an, die vor allem und gerade unter den Jugendlichen gern genutzt wird und die für das Kennenlernen eines Landes relativ preisgünstig ist – Jugendherbergstouren. Es dürfte auch eine längst bekannte Weisheit sein, daß Reisen in Gesellschaft, mit Freunden oder Gleichgesinnten doppelt soviel Spaß macht.



1.: Jugendherberge Cochem/Mosel

Historisches

Die Jugendherbergsidee geht in Deutschland auf das Jahr 1909 zurück, als der Lehrer Richard Schirrmann auf den Gedanken kam, für Schulausflüge in Deutschland ein Netz von Herbergen zu errichten. Kern seiner Überlegungen: Die Herbergen sollen nicht mehr als eine Tageswanderung voneinander entfernt sein. Erste Unterkünfte, ausschließlich für die Übernachtung gedacht, entstanden. Schnell entwickelten sich die Herbergen zu einem Anlaufpunkt für die gesamte wandernde Jugend. Die erste Jugendherberge der Welt befindet sich seit 1912 auf der Burg Altena, im Sauerland gelegen. Noch heute ist sie auf der komplett erhaltenen mittelalterlichen Burganlage untergebracht, verfügt allerdings nur über 38 Betten.

Die erste große Blütezeit der Jugendherbergsbewegung begann Anfang der zwanziger Jahre. 1927 erreichte das Deutsche Jugendherbergsnetz mit 2195 Häusern seine größte Ausdehnung. Wie so vieles, mißbrauchten die Nazis auch dieses. Sie unterstellten die Herbergsarbeit der Hitlerjugend. Nach 1945 belebte sich das Herbergswesen, zuerst in Landesverbänden, 1949 wurde ein Hauptverband, das Deutsche Jugendherbergswerk (DJH), wiederbegründet.

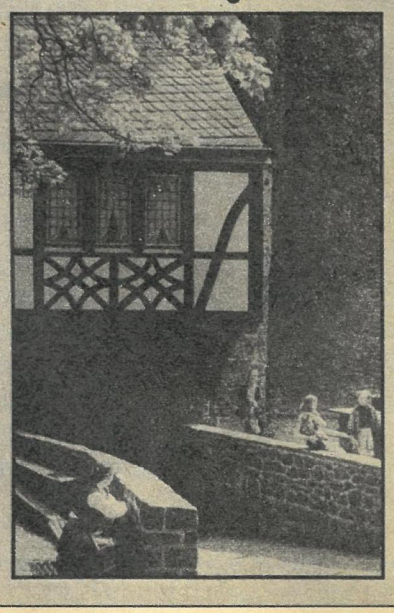
Schirrmanns Idee fand auch über die Grenzen hinweg Interesse. Schon in den zwanziger Jahren bildeten sich in mehreren europäischen Ländern Jugendherbergsverbände, 1932 wurde in Amsterdam die International Youth Hostel Federation gegründet.

Aktuelles

Heute gibt es weltweit in 59 Ländern über 5400 Jugendherbergen. Bekannterweise auch in der DDR. Seit dem 4. März allerdings existiert in der DDR erstmalig ein Jugendherbergsverband. Diesem Verband gehören neben Jugendherbergsleitern andere für Jugendwandern und Jugendreisen wirkende Personen aus allen Bezirken an. Ab 15. März sind für alle DDR-Bürger JH-Mitgliedsausweise auch bei allen Jugendherbergen und Jugendtouristenhotels sowie in der Geschäftsstelle des neuen Verbandes in 1080 Berlin, Friedrichstraße 79a, erhältlich. Der Ausweis kostet für Junioren bis 25 Jahre 10 Mark und für Senioren ab 26 Jahre 20 Mark. Der Ausweis ist international gültig und gilt damit in allen 59 Ländern, die Herbergen anzubieten haben.

Zum Deutschen Jugendherbergswerk der BRD gehören 537 Herbergen. Jährlich verzeichnen diese Einrichtungen über 8,5 Millionen Übernachtungen. Nun ist es unmöglich, auf zwei Zeitungsseiten alle 537 Herbergen vorzustellen oder Routen vorzugeben. Schließlich soll die Individualität gewahrt bleiben. Das heißt, jeder Reisende oder jede Gruppe kann eine spezielle Route bestimmen. Dabei sind natürlich einige Dinge zu beachten wie Anmeldeformalitäten, örtliche Bedingungen, zusätzlich zu bezahlende Leistungen. Deshalb haben wir uns Beispiele herausgegriffen, die nur anregen sollen. Geachtet wurde auf einen Übernachtungspreis der niedrigen Kategorien und auf eine Lage in landschaftlich reizvollen, relativ problemlos erreichbaren und beieinanderliegenden Zielen. Wer sich die Mühe sparen will, kann auf die vielfältigen organisierten Veranstaltungen des Jugendherbergswerkes zurückgreifen, die von Hochgebirgswanderungen über Radtouren bis zum Fallschirmspringen reichen. Was allerdings ins Geld geht. Nähere Auskünfte erhält man in der Geschäftsstelle des Hauptvorstandes: Bismarckstraße 8, 4930 Detmold. Dort kann man auch nach weiteren Materialien fragen. So gibt der Verein ein Herbergsverzeichnis und eine Zeitschrift „Jugendherberge" heraus, in denen zahlreiche Informationen über die Herbergen in den elf Landesverbänden enthalten sind.

2.: Innenhof der Burg Altena



Finanzielles:

Ab 1. Januar bietet das DJH Inklusivpreise (Übernachtung und Frühstück) an. Diese Preise werden für Junioren (J) und Senioren (S) unterschieden.

Kategorie I: **J – 11,00/11,50 DM**
S – 13,50 DM
Kategorie II: **J – 12,50/13,00 DM**
S – 15,50 DM
Kategorie III: **J – 13,00/13,50 DM**
S – 16,00 DM

Beispiele aus den Landesverbänden (siehe Karte):

Baden:
- Rund um den Bodensee: Konstanz, Singen
- Wandern zum Rhein: Pforzheim, Karlsruhe, Mannheim

Bayern:
- Bodensee: Lindau
- Alpenland: Mittenwald, Garmisch-Partenkirchen, Oberaudorf, Berchtesgaden
- Entlang der Donau: Donauwörth, Ingolstadt, Kelheim, Regensburg, Straubing, Passau

Hannover:
- Durch den Harz: Goslar, Altenau, Braunlage

Hessen:
- An die Fulda: Hilders, Oberbernhards, Schlitz
- Um den Edersee: Waldeck, Hohe Fahrt, Burg Hessenstein

Nordmark:
- Zum Fehmarn: Travemünde, Eutin, Schönwalde, Oldenburg
- Von der Nord- zur Ostsee: Büsum, Heide, Husum, Flensburg

Rheinland:
- Rund um Mönchengladbach
- An der Wupper: Solingen, Wuppertal-Hahnerberg, Leichtlingen

Rheinland-Pfalz/Saarland:
- Saarland: Homburg, St. Ingbert
- An der Mosel zu Rhein und Lahn: Cochem, Brodenbach, Bad Ems

Schwaben:
- Die Donau entlang: Tuttlingen, Burg Wildenstein, Sigmaringen
- Der Neckar: Tübingen, Esslingen, Ludwigsburg, Heilbronn

Unterweser–Ems:
- An die Nordseeküste: Oldenburg, Bremen-Blumenthal, Jever, Norddeich, Emden

Westfalen-Lippe:
- Von der Weser zur Ems: Vlotho, Detmold, Gütersloh, Münster

Berlin als elfter Landesverband wurde nicht berücksichtigt.

Benutzungsbedingungen: (Auszüge)

1. Allgemeines:
Aufnahme: Voraussetzung für die Aufnahme in JH ist die Mitgliedschaft im DJH oder in einem anderen Verband der International Youth Hostel Federation.
Jugendliche unter 18 Jahren und Familien werden vorrangig aufgenommen.
Gäste ab 27 Jahren werden nur aufgenommen, wenn die JH nicht bis 18 Uhr durch jüngere Gäste oder Familien belegt oder die Betten nicht durch Voranmeldung vergeben worden sind.
2. Anmeldung:
Einzelgäste können sich telefonisch anmelden (schriftliche Anmeldung empfohlen). Für Familien und Gruppen ist eine schriftliche Anmeldung erforderlich.
Die schriftliche Anmeldung muß folgende Angaben enthalten: Name, Anschrift, Datum der Ankunft und Abreise, Zahl der Gäste, Verpflegungswünsche.
Die Anmeldung wird mit der schriftlichen Zusage für beide Seiten verbindlich (Anzahlung bei Gruppen möglich).
3. Bezahlung:
Einzelgäste zahlen bei der Ankunft in der JH. Die Aufenthaltsgebühren für Familien und Gruppen werden spätestens bei der Abreise fällig.

Hausordnung der Jugendherbergen (Auszüge):

1. Eintreffen:
Unangemeldet eintreffende Gäste können ab 14 Uhr erfahren, ob sie in der JH übernachten können. Spätestens ab 17 Uhr ist die Anmeldung geöffnet.
Der Mitgliedsausweis ist für die Dauer des Aufenthaltes abzugeben. (Eintragung ins Herbergsbuch oder Meldezettel)
2. Aufenthalt:
Die Gäste werden getrennt nach weiblichen und männlichen Personen untergebracht. Soweit geeignete Schlafräume zur Verfügung stehen, können Familien oder Ehepaare ein eigenes Zimmer erhalten.
Gäste haben selber für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen. Aus hygienischen Gründen dürfen Betten nur mit Bettwäsche oder einem kochfesten Schlafsack benutzt werden (mitbringen oder gegen Gebühr ausleihen).
Die JH werden in der Regel um 22 Uhr abgeschlossen (zwischen 22 Uhr und 7 Uhr Nachtruhe).
Rauchen in der JH und Konsum von Alkohol in den Räumen und im Gelände der JH sind in der Regel untersagt.
Grundsätzlich ist die Benutzung von Rundfunkgeräten u. ä. nur mit Zustimmung der Herbergseltern erlaubt.

Stockholm – Metropole auf 14 Inseln

Hier gibt's Informationen:
Stockholm Informations Service,
Sverigehuset (Schwedenhaus),
Kunsträdgarden
(Nähe Sergels Torg),
S 10393 Stockholm
(Tel.: 78 92 000)

Das sollten Sie sich merken:

- **Touristeninformation – sie ist überall dort zu erhalten, wo das weiße i auf grünem Grund zu sehen ist**
- **Untergrundbahn – sie heißt in Stockholm Tunnelbana und ist mit einem großen T gekennzeichnet**

Fahrten mit nostalgisch anmutenden Schärendampfern zur Insel Vaxholm, zur Königlichen Residenz Schloß Drottningholm oder gar nach Mariefred (ca. 4 Stunden) mit Schloß Gripsholm und Tucholsky-Grab zählen zu den besonderen Erlebnissen eines Stockholm-Aufenthalts. Ein Bonbon nicht nur für Dixielandfans: stimmungsvolle abendliche Schärenfahrten mit Musik.

1 Schwedenhaus, 2 Historisches Museum, 3 Sergels Torg, 4 Hauptbahnhof, 5 Stadthaus, 6 Königl. Schloß, 7 Modernes Museum, 8 Nordisches Museum, 9 Wasa, 10 Altstadt, 11 Hafen

Die überaus lebendige, gastfreundliche Millionenstadt zwischen Ostsee und Mälarsee hat ihren Besuchern viel zu bieten. Ob per pedes, Bus oder Dampfer – Stockholms Reize lassen sich sehen. Übrigens auch aus luftiger Höhe – Heißluftballons machen's möglich! Für Ihre persönliche Entdeckungstour empfehle ich als Ausgangspunkt Gamla Stan – die zauberhafte Altstadt mit ihren gemütlichen Kneipen und der Bummelgasse Västerlanggatan. Keinesfalls entgehen lassen sollte man sich die Wachablösung (täglich 12 Uhr) vor dem nahen Königlichen Schloß, wo im Kellergewölbe u. a. auch phantastische Kronjuwelen zu besichtigen sind. Eines der Wahrzeichen Stockholms ist das Stadthaus, in dessen berühmtem „Goldenen Saal" alljährlich die Nobelpreise vergeben werden. Von den über 50 Museen der schwedischen Metropole hat eines besondere Popularität erlangt: das Wasa-Museum. In der Nähe des Vergnügungsparks Gröna Lund im Stadtteil Djurgarden gelegen, kann das 1628 gesunkene und 1961 wieder geborgene Schiff besichtigt werden. Schweden auf einen Blick kann man bei einem Bummel durch das Freilichtmuseum Skansen (u. a. mit Häusern aus allen Landesteilen) erleben. Und einen prächtigen Panoramablick hat man vom Kaknäs-Fernsehturm (er ist eines der höchsten Bauwerke in Skandinavien). Wohl kein Stockholm-Besucher läßt sich einen Bummel durch die Einkaufsstraße Drottninggatan entgehen, die auch zum Sergels Torg führt, dem stets kräftig schlagenden Herz der Metropole. *Hans-Peter Gaul*

Fotos: H.-P. Gaul

Stalin — Legende und Wirklichkeit

Fortsetzung von Seite 26

In vielen bohrte der Gedanke: Hat Stalin ein Testament hinterlassen? Wenn ja, was wird darin geschrieben stehen? Ganz gewiß würde er sich auch über jene geäußert haben, die seine Sache fortführen sollten.

Am nächsten Tag fand eine ungewöhnliche Sitzung statt, eine gemeinsame Sitzung dreier Gremien – des Zentralkomitees der Partei, des Ministerrats und des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR. Man hatte keinerlei Verfügungen Stalins für den Fall seines Ablebens finden können. Die Tagung wurde von Malenkow geleitet. Doch Beschlüsse wurden bis zu einer Sitzung im engen Kreise zurückgestellt.

Eines der Ämter Stalins, das des Vorsitzenden des Ministerrats, wurde Malenkow übertragen, der in den letzten zwei, drei Jahren eindeutig der Günstling Stalins gewesen war. Zu ersten Stellvertretern wurden Berija, Molotow, Bulganin und Kaganowitsch bestimmt.

Nicht weniger einschneidende Veränderungen gab es im höchsten Organ der Partei. Der führende Kern, der sich in der Nacht vor jener denkwürdigen Sitzung, keine zwölf Stunden nach dem Tode Stalins, auf einen von den anderen unterstützten Vorschlag Molotows hin versammelte, beschloß eine drastische Verkleinerung des Politbüros. Nach dem XIX. Parteitag der KPdSU vom Oktober 1952 war das Politbüro in „Präsidium des ZK" umbenannt worden. Stalin hatte gegen Ende seines Lebens nach allem Anschein darauf hingearbeitet, sich seiner langjährigen Mitkämpfer zu entledigen, also Berijas, Woroschilows, Kaganowitschs, Mikojans, Molotows, Chruschtschows und vielleicht auch einiger anderer. Er wollte schrittweise vorgehen, aber er fühlte, daß ihm nicht mehr viel Zeit blieb. Sein scharfer Verstand hatte, wie immer, einen ungewöhnlichen Weg gefunden. Er schlug vor (und natürlich stimmten im alten Politbüro alle sofort zu), das Präsidium auf 25 Mitglieder und 11 Kandidaten zu vergrößern. Die Anzahl der Sekretäre wurde auf zehn erhöht. Auf diese Weise „gingen" seine alten Kampfgefährten unter den neuen Funktionären „auf", und auf letztere wollte er sich künftig stützen. Ich glaube, daß Stalin, wäre er nicht vom Schlag getroffen worden, einen Vorwand gefunden hätte, Beschuldigungen gegen Molotow, Mikojan, Berija und andere vorzubringen, um sie aus der Führung entfernen und ihnen bei dieser Gelegenheit gleich noch die Schuld für die vielen Dinge zuschieben zu können, die, wie der alternde „Führer" spürte, dem Bilde abträglich waren, das die Geschichte von ihm abgeben würde. Aber die alten Apparatschiks kannten den Chef genau. Wenige Stunden nach seinem Tode beschlossen sie „im Interesse der Gewährleistung kontinuierlicher und richtiger Führung" als erstes, die Neulinge vom wichtigsten Hebel der Macht zu entfernen. Auf der gemeinsamen Sitzung wurde der Vorschlag des „Kerns" gebilligt, das Präsidium auf weniger als die Hälfte zu verkleinern, nämlich auf zehn Mitglieder und vier Kandidaten.

Nach 1934 war niemand mehr offiziell in die Funktion des Generalsekretärs des ZK gewählt worden. Allen war sowieso klar, daß der erste Mann, die dominierende Persönlichkeit in Staat, Gesellschaft und Partei Stalin war. Nach seinem Tode gab es niemanden, der über dieselbe Autorität verfügte. Malenkow, der in den letzten Jahren im Auftrage Stalins die Geschäfte des ZK geführt hatte, wurde, wie gesagt, zum Vorsitzenden des Ministerrates ernannt. Unbestimmt, so als ob man eine Probezeit gewähre, entschied man, „es für notwendig zu erachten, daß sich Gen. N. S. Chruschtschow auf die Arbeit im Zentralkomitee der KPdSU konzentriert und ihn in diesem Zusammenhang von seinen Verpflichtungen als erster Sekretär des Moskauer Komitees der KPdSU zu entbinden."

Das in die offiziell verkündete viertägige Trauer versunkene Land maß diesen Feinheiten bei der Umverteilung der Macht keine Bedeutung zu. Der antike Brauch des Einbalsamierens und Mumifizierens von dahingegangenen Herrschern, gegen dessen Anwendung am Leichnam Lenins seinerzeit die Krupskaja, seine Witwe, so sehr protestiert und auf dem Stalin kategorisch bestanden hatte, erschien ebenfalls als ganz natürlich. Menschen gewöhnen sich mit der Zeit an vieles.

Tiefe Trauer erfaßte das ganze Land. Der Schmerz war nicht vorgetäuscht. Den Millionen Menschen kam nicht zum Bewußtsein, daß sie mit diesem Begräbnis die Befreiung von einer der schlimmsten Tyranneien einleiteten.

Stalin starb, als sein Ruhm und seine Größe ihren Zenit schon überschritten hatten. Wenn es damals auch noch nicht alle erkannten oder fühlten, der Tod des „Führers" fiel mit einer tiefen Krise der sowjetischen Gesellschaft zusammen. Das System war verknöchert. Alle Foren, Parteitage, Kongresse hatten formalen Charakter, denn ihre Resultate waren vom Diktator vorgegeben. Die Ideologie erniedrigte die Kultur dazu, die Rolle eines beflissenen und devoten Erziehers zu spielen. Trotz des Durchbruchs auf nuklearem Gebiet wurde der Rückstand in der Technik hinter dem Westen immer spürbarer. Die Landwirtschaft verkam immer mehr. Die Gesellschaftswissenschaften befaßten sich mit der Zusammenstellung von Zitaten. Die Entwicklung der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften wurde beeinträchtigt durch Einflüsse des Obskurantismus wie etwa bei Lyssenko und bei der Kampagne gegen die Kybernetik und die Genetik.

Menschenmengen auf den Straßen Moskaus. Viele ahnten noch nicht, daß sie mit dem Tod Stalins von einem blutigen Tyrannen befreit worden waren.

Das bürokratische System kontrollierte so gut wie alles in der Gesellschaft. Obwohl in der offiziellen Propaganda von immer neuen Triumphen der Stalinschen Innen- und Außenpolitik die Rede war, verharrte das riesige Land, das in jedem Augenblick von seinem höchsten Herrscher eine neue Welle von Gewalt gegenwärtigen mußte, in Schweigen. Der alte Mann im Kreml sah mißtrauisch auf den verlöschenden Enthusiasmus des Volkes, das gewohnt war, Gehorsam zu leisten, Aufgaben zu erfüllen und zu hoffen. Unzufrieden betrachtete er die auf den ersten Blick zwar emsige, aber im Grunde jedoch wenig effektive Tätigkeit der von ihm selbst geschaffenen Bürokratenschicht. Er spürte: Statt einer Beschleunigung der Entwicklung kam es zu einer Verlangsamung. Die Krise reifte heran.

Stalin begriff nicht, daß die Welt vor neuen Wandlungen stand. Gefragt waren neues Denken, neues Herangehen und neue Alternativen bei Anerkennung der Priorität des allgemein Menschlichen vor dem Klassenmäßigen. Zu einer solchen Evolution war Stalin nicht im mindesten befähigt.

Stalins Fähigkeit, sich des Bewußtseins der Menschen zu bemächtigen, sie in gedankenlose Vollstrekker seines Willens zu verwandeln, ist eine furchtbare Warnung. Sie zeigt, wohin unkontrollierte, absolute und in einer Hand konzentrierte Macht führen kann. Wir haben uns diese Warnung der Geschichte noch nicht in ihrem ganzen Umfang zu Herzen genommen. Es gibt noch keine verläßlichen Garantien dafür, daß die erste Person in Staat und Gesellschaft nicht zum Gott erhoben werden kann. Der Triumph Stalins und die Tragödie unseres Volkes sind eine ewige Mahnung... Die Geschichte klagt Stalin an. Der Tod hat ihn nicht freigesprochen.

Deutsch von A. Kodym.

Ende der Serie

Das Buch von Dmitri Wolkogonow „Triumph und Tragödie" erscheint 1990 im Militärverlag der DDR.

Fotos: Werliner, Jegorow, Filomonow/Malyschew, Archiv.

Lesen Sie im nächsten Heft:

Leo Trotzki —
der Dämon der Revolution?

Nicht mehr tabu: Regisseur Thomas Langhoff inszeniert „Mein Kampf" von George Tabori und macht damit den weltberühmten Autor endlich auch bei uns bekannt. Wir sahen die letzten Proben vor der Premiere im Berliner Maxim Gorki Theater.

Mizzi oder Der Mord in der Blutgasse

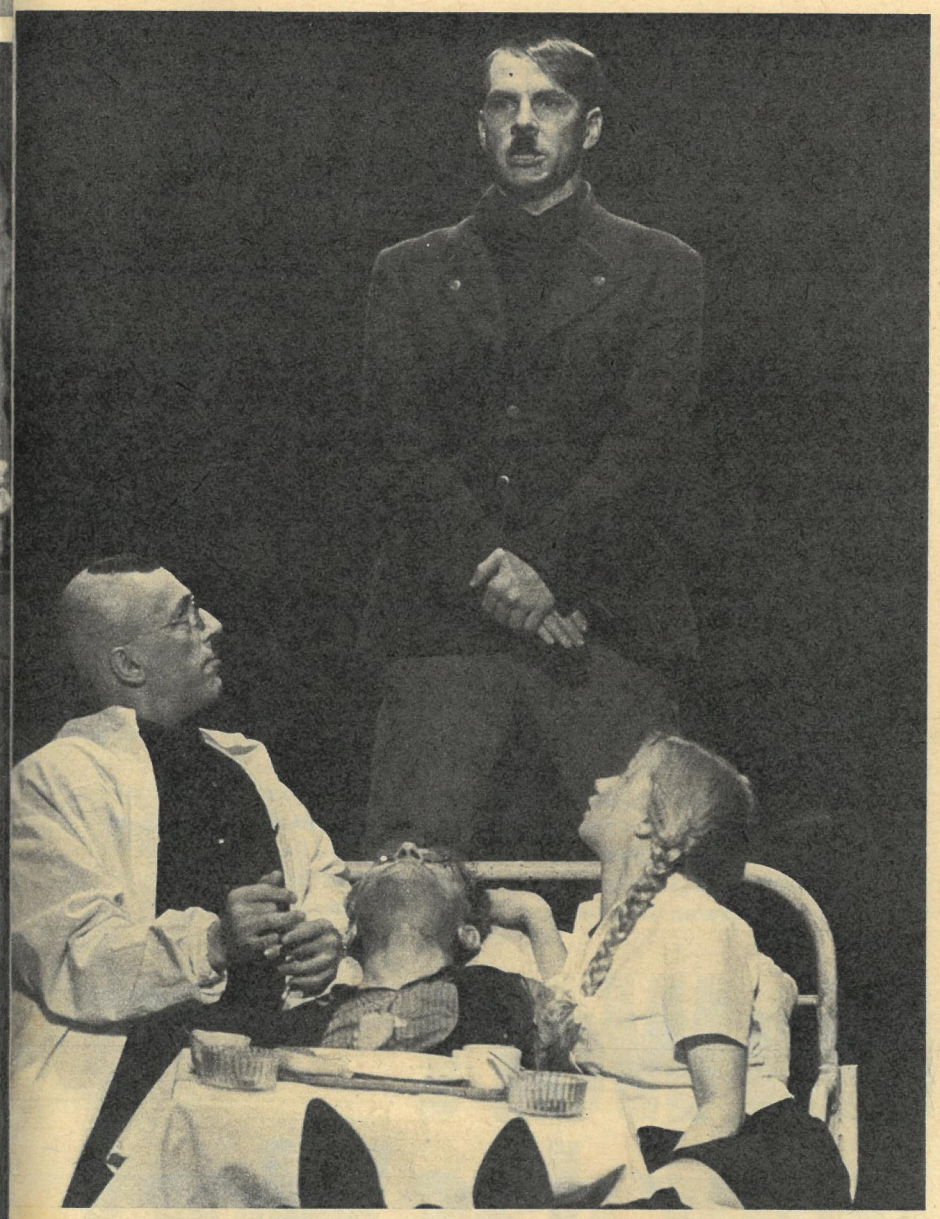
Er kommt wie immer auf die Minute pünktlich zur Probe. Konzentriert. Keine Vorreden. Langhoffs Art, liebenswürdig zu loben und konkret zu kritisieren, stimuliert Spiellaune, Höchstleistung. „Talent ist ein winziger Teil unseres Berufes, Präzision ist das Allermeiste!" Man spürt seine Lust am Stück. Ihm liegen des Autors Chuzpe, der spezifisch jüdische, intellektuelle Witz. Eine Waffe! Gegen Gefahr von rechts, gegen Intoleranz, Haß. Die bedrohliche Aktualität des 1987 in Wien uraufgeführten „Mein Kampf" von George Tabori hat Langhoff ebenso zur Inszenierung gereizt wie die ungewöhnlich philosophisch-ideologische Dimension einer Aufarbeitung des Phänomens Faschismus. Auschwitz ist mit Mitteln des Theaters nicht mehr darstellbar, wohl aber die erfundene Geschichte um einen historisch verbürgten Fakt: Zwischen 1907 und 1909 kampierte der junge Hitler in einem Männerasyl in der Wiener Blutgasse, wo er mit einem Juden Bekanntschaft pflegte. Tabori machte daraus eine makabre Farce…

Verstopft im Darm und verklemmt an Glied und Geste, stolpert der lederbehoste, gamsbartbehütelte Bub aus Braunau in den Keller, bittet um ein Bett. Er stört zwei Bewohner. Der leicht verrückte Koch Lobkowitz (Albert Hetterle) spielt gerade wieder „Gott", der Hausierer Schlomo Herzl sucht nach einem zugkräftigen Titel für das Buch, das er schreiben möchte. „Wie wär's mit ‚Mein Kampf'?" – „Jetzt haben Sie's", sagt Adolf. „Wie heißen Sie?" fragt Herzl. „Hitler." – „Komisch, Sie sehen gar nicht jüdisch aus", meint Schlomo und schließt ihn fortan in sein Herz.

Er tröstet den in der Kunstakademie abgeblitzten Möchtegernmaler, erträgt dessen hysterische Anfälle und abstruse Welteroberungspläne. Schlomo wäscht ihm sogar die Füße, kämmt ihm schließlich die Tolle und stutzt den Schnauzbart zur Bürste. „Juda verrecke!" Schlomo lächelt, er kann damit leben. Wie lange noch? Er liebt ohne Unterschied: seinen Gott, die im Pogrom erschlagene Mutter, den versehentlich von ihm bei der Polizei denunzierten Vater, sein zahmes Huhn Mizzi, das minderjährige blonde Gretchen und eben Hitler. Großer Gott, doch nicht den! möchte man schreien…

Schlomos Wahn wird zerstört von Hitlers Kumpan Himmlischst, als der – die Szene zeigt eine wüste Orgie – das Huhn Mizzi genießerisch absticht, mit blutigen Händen zerstückelt und ein „köstliches Mahl" zelebriert. „Wenn ihr beginnt, Vögel zu verbrennen, werdet ihr enden, Menschen zu verbrennen", sagt Herzl, „ich war zu dumm zu begreifen, daß manche Menschen Liebe nicht vertragen." Zum Kaddisch, dem jüdischen Totengebet, wäscht Schlomo die Reste des geschundenen Huhns… Frau Tod hat Hitler schon kokett die Hand gereicht, doch er ist nicht ihr Opfer. Sie braucht ihn als Täter, „das ist der Anfang einer wundervollen Freundschaft." – „Gnädige Frau, ich werde Sie nicht enttäuschen." Die Vision von Millionen Leichen… Tabori läßt Lobkowitz vorweg sagen: „Es wurde überhört, als mein Vater beim Eintritt in die Gaskammer sagte: Nach Ihnen, Herr Mandelbaum."

„Mein Kampf", für den Autor ein



Stück eigener Biographie. Er wäre kein Jude, wenn die Deutschen ihn nicht einst daran erinnert hätten, schrieb der 1914 in Budapest geborene George Tabori, heute Schriftsteller, Dramatiker, Schauspieler, Regisseur in Wien. Sein Vater, Journalist, wurde während des Krieges in Auschwitz ermordet, seine Mutter entkam durch Zufall der Deportation. Beiden hat er ein literarisches Denkmal gesetzt, in seinem Auschwitzstück „Kannibalen" und in der Erzählung „Mother's Courage". Die Zeiten haben Tabori durch die Welt getrieben, der Ruhm kam später. Mit sechzehn lebt er im Berliner Wedding und kellnert im „Adlon". 1936 emigriert er nach London, wird BBC-Korrespondent und später britischer Offizier. 1947 wandert er nach Amerika aus, schreibt Filmszenarien und gerät in die Listen der McCarthy-Inquisition. Er verkehrt mit den Brüdern Mann, ist mit Chaplin befreundet und übersetzt Brechts „Mutter Courage", den „Arturo Ui". Brecht, bekennt er, brachte ihn endgültig zum Theater. Dort feiert er seither internationale Erfolge.

„Mich fesseln Stück und Autor schon lange", sagte Thomas Langhoff vor der Premiere im Maxim Gorki Theater. „Tabori ist ein ausgewiesen fortschrittlicher, interessanter, eigenwilliger Theatermann. Warum er bisher bei uns nicht präsent war? Aus Ignoranz vielleicht..."

Ursula Weil (Text)
Uwe Völkner (Fotos)

Figuren einer Farce: Der Jude Herzl – Klaus Manchen, der Hysteriker Hitler – Götz Schubert, die laszive Frau Tod – Monika Lennartz (Fotos unten). Hitler, sein Mordkumpan Himmlischst – Hansjürgen Hürrig und die Jungfrau Gretchen – Gundula Köster (Foto links)

Ein Wort über das Wort

Václav Havel

Die Stücke des Dramatikers Václav Havel – 1936 in Prag geboren, seit dem 29. Dezember 1989 Staatspräsident der Tschechoslowakei – erlebten Hunderte Inszenierungen in vielen Ländern. Seit dem Ende des Prager Frühlings 1968 war er in der ČSSR mit Publikations- und Aufführungsverbot belegt, als Mitbegründer und Sprecher der „Charta 77" verbüßte er Haftstrafen. Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels der BRD durfte er im Oktober 1989 in Frankfurt/Main nicht selbst entgegennehmen: Reiseverbot. Seine Rede verlas in der Paulskirche der Schauspieler Maximilian Schell. Wir veröffentlichen sie in gekürzter Fassung mit freundlicher Genehmigung des Union Verlages, der Texte Havels demnächst in seiner neuen Reihe „pro vocation" herausbringt.

Der Preis, mit dem ich heute geehrt werde, heißt „Friedenspreis" und wurde mir von den Buchhändlern verliehen, also von Leuten, die sich der Verbreitung des Wortes widmen. Das berechtigt mich wohl dazu, hier einmal nachzudenken über den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem Wort und dem Frieden und überhaupt über die geheimnisvolle Macht des Wortes in der menschlichen Geschichte. Am Anfang war das Wort, heißt es auf der ersten Seite eines der wichtigsten Bücher, die wir kennen. In diesem Buche bedeutet es, daß die Quelle aller Schöpfung das Wort Gottes ist. Gilt das nicht aber, im übertragenen Sinne, auch von allem menschlichen Tun? Ist es nicht auch in unserem Falle das Wort, das die eigentliche Quelle dessen ist, was wir sind, ja sogar die eigentliche Grundlage dieser Seinsweise im All, die wir Mensch nennen? Der Geist, die menschliche Seele, unser Sich-selbst-bewußt-Sein, die Fähigkeit, zu verallgemeinern und in Begriffen zu denken, die Welt als Welt zu begreifen (und nicht nur als etwas, das uns umgibt), und schließlich unsere Fähigkeit zu wissen, daß wir sterben, und trotzdem zu leben – ist dies alles nicht mittelbar oder unmittelbar auch durch das Wort geschaffen? (...)

Aufgrund des Wunders des Wortes wissen wir wohl besser als andere Lebewesen, daß wir in Wirklichkeit sehr wenig wissen, daß es ein „Geheimnis" gibt – und indem wir zugleich die für uns fast konstituierende Macht des Wortes spüren, versuchen wir seit Menschengedenken das anzusprechen, was uns durch dieses Geheimnis verhüllt ist, und dieses durch unser Wort zu beeinflussen. Als Gläubige beten wir zu Gott, als Magier rufen oder verfluchen wir die Geister und versuchen so, mit unserem Wort in die natürlichen oder menschlichen Geschehnisse einzugreifen, als Angehörige der neuzeitlichen Zivilisation – ob nun gläubig oder nicht – setzen wir unsere Worte zu wissenschaftlichen Theorien und politischen Ideologien zusammen, mit denen wir – hier mit und dort ohne Erfolg – dem geheimnisvollen Lauf der Welt entgegentreten, mit denen wir – hier mit und dort ohne Erfolg – diesen Lauf beeinflussen. Das heißt: Ob wir uns das nun bewußt machen oder nicht, wie immer wir uns das auch erklären, eines scheint offensichtlich zu sein: An die weltbewegende Macht des Wortes glauben wir seit jeher – und in gewissem Sinn mit Recht.

Warum sage ich „mit Recht"?

Ist denn wirklich das menschliche Wort so mächtig, daß es die Welt ändern und die Geschichte beeinflussen kann? Und wenn es je so mächtig war, gilt das auch noch heute?

Sie leben in einem Land, in dem es eine große Freiheit des Wortes gibt. Diese Freiheit kann jeder zu allem möglichen nutzen, ohne daß die übrigen das unausweichlich beachten oder sich gar damit befassen müßten. Es mag Ihnen daher scheinen, daß die Bedeutung des Wortes von mir einfach deshalb überschätzt wird, weil ich in einem Land lebe, wo für das Wort immer noch ins Gefängnis geworfen wird. Ja, ich lebe in einem Land, wo das Gewicht und die radioaktive Strahlung des Wortes tagtäglich von den Sanktionen bestätigt werden, die das freie Wort auf sich zieht. Kürzlich hat sich die ganze Welt das zweihundertjährige Jubiläum der Großen Französischen Revolution in Erinnerung gerufen, und damit mußten wir uns auch an die berühmte Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte erinnern, eine Erklärung, in der gesagt wird, daß jeder Bürger das Recht hat, eine Druckerei zu besitzen. In denselben Tagen, also zweihundert Jahre nach dieser Deklaration, wurde mein Freund František Stárek zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, weil er die unabhängige Kulturzeitschrift „V okno" herausgegeben hat – aber nicht etwa in einer privaten Druckerei, sondern auf einem quietschenden, vorsintflutlichen Vervielfältigungsapparat! Kurz vorher war mein Freund Iván Jírous zu sechzehn Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er auf einer Schreibmaschine nur das herausgeschrien hatte, was jeder weiß: daß es in unserem Land viele Justizmorde gegeben hat und daß auch heute ein unrechtmäßig ins Gefängnis geworfener Mensch im Gefängnis zu Tode gequält werden kann. Mein Freund Petr Cibulka ist im Gefängnis, weil er im Samizdat, im Selbstverlag, herausgegebene Texte und Aufnahmen von nonkonformistischen Sängern und Musikgruppen verbreitet hat. Ja, das alles ist Wahrheit. Ich lebe wirklich in einem Land, in dem ein Schriftstellerkongreß, oder eine dort gehaltene Rede, das System erschüttern kann. Können Sie sich etwas Ähnliches in der Bundesrepublik Deutschland vorstellen? Ja, ich lebe in einem Land, das vor einundzwanzig Jahren erschüttert wurde von einem Text meines Freundes Ludvik Váculik, den er – als ob er meine Ausführungen über die Macht des Wortes bestätigen wollte – „Zweitausend Worte" nannte; dieser Text diente unter anderem als einer der Gründe für den nächtlichen Überfall unseres Landes durch fünf ausländische Armeen. Und es ist überhaupt kein Zufall, daß in dem Augenblick, in dem ich dieses hier schreibe, das hiesige Regime erschüttert wird von einer Seite Text – wiederum wie eine Illustration dessen, was ich hier sage – unter der einfachen Überschrift „Einige Sätze". (...)

Ich möchte allgemeiner sprechen und mein Thema in seinen weiteren und widersprüchlicheren Zusammenhängen betrachten.

Wir leben in einer Welt, in der es möglich ist, daß ein Mächtiger aus einem ganz anderen Land auf einen Bürger Großbritanniens öffentlich und schamlos den Todespfeil richtet, nur weil der Betreffende ein bestimmtes Buch geschrieben hat. Der mächtige Mann tat dies angeblich im Namen von Milliarden seiner Mitgläubigen. Doch nicht nur das: In dieser Welt ist es möglich, daß ein gewisser – hoffen wir, nur ein kleiner – Teil dieser Milliarden sich mit dem erlassenen Urteil identifiziert.

Was ist das? Was bedeutet das? Ist das nur ein frostiger Hauch von Fanatismus, der seltsam auflebt zu Zeiten von Helsinki-Konferenzen, seltsam belebt von den ziemlich niederschmetternden Folgen der ziemlich niederschmetternden Expansion des Europäertums in Welten, die die Einfuhr einer fremden Zivilisation ursprünglich gar nicht wollten und denen schließlich diese zweideutige Einfuhr Hunderte von Milliarden und niemals zurückzuzahlende Schulden verursachte?

Sicher, es ist dies alles, selbstverständlich. Doch es ist auch mehr: Es ist ein Symbol. Ein Symbol der rätselhaften Vieldeutigkeit, die jene große Macht des Wortes hat.

Ja, die Macht des Wortes ist nicht eindeutig und durchsichtig. Es ist nicht nur die befreiende Macht des Wortes von Wałesa oder die warnende Macht des Wortes von Sacharow, es ist nicht nur die Macht des – offenbar unsinnig ausgelegten – Buches von Rushdie.

Neben dem Wort Rushdies gibt es hier nämlich auch die Macht des Wortes von Khomeini. Neben dem Wort, das die Gesellschaft durch seine Freiheit und Wahrhaftigkeit elektrisiert, gibt es auch das hypnotisierende, trügerische, fanatisierende, rasende, betrügende, gefährliche, todbringende Wort. Das Wort – ein Pfeil. Ich glaube nicht, daß ich gerade Ihnen ausführlich die schwarze Magie des Wortes erläutern muß, weil Sie am eigenen Leib vor verhältnismäßig kurzer Zeit erlebt haben, zu welchen unaussprechlichen geschichtlichen Schrecken unter einer bestimmten politischen und sozialen Konstellation das hypnotisch-verzaubernde Wort eines durchschnittlichen Kleinbürgers führen kann. Ich begreife zwar nicht, womit er einen Teil Ihrer Väter und Mütter in Bann schlagen konnte, doch zugleich begreife ich, daß es etwas sehr Suggestives und sehr Hinterhältiges sein mußte, wenn es fähig war, sei es auch nur für eine kurze Zeit, auch jenen großen Geist in Bann zu schlagen, der den Worten „Sein", „Dasein" und „Existenz" einen neuen Sinn gab.

Was ich sagen will: Das Wort ist eine geheimnisvolle, vieldeutige, ambivalente, verräterische Erscheinung. Es kann ein Lichtstrahl im Reich der Finsternis sein, wie ein Belinski das „Gewitter" von Ostrowski genannt hat, doch es kann auch ein todbringender Pfeil sein. Und was das Schlimmste ist: Es kann eine Weile dies und eine Weile jenes sein, es kann sogar beides gleichzeitig sein!

Wie eigentlich war das Wort Lenins? Befreiend oder im Gegenteil trügerisch, gefährlich und schließlich versklavend? Diejenigen, die sich für die Geschichte des Kommunismus interessieren, streiten bis heute leidenschaftlich darum und werden dies offenbar noch lange tun. Persönlich ist mir an seinem Wort hauptsächlich aufgefallen, daß es immerzu wütend war.

Wie eigentlich war das Wort von Marx? Hat es Licht auf eine ganze verborgene Ebene gesellschaftlicher Mechanismen geworfen, oder war es nur der Urkeim aller späteren, schrecklichen Gulags? Ich weiß es nicht, am ehesten beides wohl zugleich.

Und was ist mit dem Wort Freuds? Hat es den geheimen Kosmos der menschlichen Seele offengelegt, oder war es nur der Keim der Illusion, mit der sich heute die Hälfte der Vereinigten Staaten von Amerika betäubt, daß man nämlich das, was einen quält, und seine Schuld loswerden kann, indem man deren Last in die Interpretation eines gut bezahlten Fachmannes legt? Doch ich würde noch weiter gehen und noch provokativer fragen: Wie war eigentlich das Wort Christi? War es der Anfang der Geschichte der Erlösung und einer der machtvollsten kulturschaffenden Impulse in der Weltgeschichte – oder war es der Urkeim der Kreuzzüge, Inquisitionen, der Ausrottung der amerikanischen Kulturen und schließlich der gesamten widersprüchlichen Expansion der weißen Rasse, die so viele Tragödien verursacht hat, einschließlich der, daß heute der größte Teil der menschlichen Welt in die traurige Kategorie einer angeblich erst „dritten Welt" fällt? Ich möchte immer glauben, daß es wohl eher das erste ist, doch kann ich nicht zugleich die Bücherstöße ignorieren, die beweisen, daß auch in dem reinsten Frühchristentum schon unbewußt etwas codiert war, was auf dem Hintergrund von Tausenden von anderen Umständen, einschließlich der relativen Dauerhaftigkeit des menschlichen Charakters, in bestimmter Weise geistig den Raum für jene Schrecken öffnen konnte, von denen ich gesprochen habe.

Worte haben auch ihre Geschichte. Es gab zum Beispiel Zeiten, in denen das Wort „Sozialismus" für ganze Generationen Erniedrigter und Unterdrückter ein magnetisches Synonym für eine gerechte Welt war, und für die Ideale, die mit diesem Wort ausgedrückt worden waren, wurden Menschen fähig, lange Jahre ihres Lebens zu opfern und vielleicht gar das Leben selbst. Ich weiß nicht, wie es sich in Ihrem Land verhält, doch in meiner Heimat ist aus demselben Wort – also aus dem Wort Sozialismus – schon längst ein ganz gewöhnlicher Gummiknüppel geworden, mit dem irgendwelche reich gewordenen und an nichts glaubenden Bürokraten alle ihre frei denkenden Mitbürger in den Rücken schlagen, wobei sie sie „Feinde des Sozialismus" und „antisozialistische Kräfte" nennen. Wirklich: In meinem Lande ist dieses Wort schon längst eine gottlose Beschwörung, der man am besten ausweicht, will man nicht verdächtigt werden.

Seltsame Schicksale können Worte haben! Dieselbe Art freidenkender und tapferer Menschen kann einmal in den Kerker geworfen werden, weil irgendein Wort etwas für sie bedeutet, und zum zweiten, weil für sie dasselbe Wort nichts mehr bedeutet, denn vom Symbol für eine bessere Welt hat es sich zur sprachlichen Beschwörungsformel eines dümmlichen Diktators gewandelt.

Kein Wort, kein Wort – zumindest in dem ein wenig metaphorischen Sinn, in welchem ich das Wort „Wort" hier verwende – enthält nur das, was ihm das etymologische Wörterbuch zuschreibt. Jedes Wort enthält auch die Person, die es ausspricht, die Situation, in der sie es ausspricht, und den Grund, warum sie es ausspricht. (...)

Gorbatschow will den Sozialismus durch die Einführung des Marktes und des freien Wortes retten. Li Peng rettet den Sozialismus durch Massaker an Studenten und Ceausescu, indem er seine Nation mit Bulldozern einebnet. Was bedeutet das Wort Sozialismus eigentlich im Munde des einen und im Munde der anderen beiden? Was ist das für ein mysteriöses Ding, das hier auf so unterschiedliche Weise gerettet werden soll? (...)

In der ganzen Welt ertönt heute das herrliche hoffnungsvolle Wort „Perestroika". Wir alle glauben, daß sich hinter diesem Wort eine Hoffnung für Europa und die ganze Welt verbirgt.

Und doch – ich gebe es zu – zittere ich hin und wieder vor Angst, dieses Wort könnte wieder nur eine neue Beschwörungsformel werden, es könnte sich schließlich wieder in den Gummiknüppel verwandeln, mit dem uns jemand schlägt.

Ich denke jetzt nicht an meine Heimat, in der das Wort im Munde der Herrscher etwa die Bedeutung hat wie das Wort „unser Monarch" im Munde von Josef Schwejk. Ich denke an etwas anderes: nämlich daran, daß auch jener tapfere Mann, der heute im Kreml sitzt, hin und wieder – und vielleicht nur aus Verzweiflung – die streikenden Arbeiter oder die sich aufbäumenden Nationen oder nationalen Minderheiten oder allzu ungewöhnliche Ansichten von Minderheiten beschuldigt, sie bedrohten die Perestroika. Ich muß ihn verstehen, diese gigantische Aufgabe zu erfüllen, die er sich vorgenommen hat, ist unermeßlich schwer, alles hängt am seidenen Faden, und fast alles kann eben diesen Faden zum Reißen bringen, und alle werden wir dann in den Abgrund stürzen. Und trotzdem sage ich mir: Sind nicht in diesem „neuen Denken" bedenkliche Relikte des alten Denkens enthalten? Erklingt hier nicht das Echo uralter gedanklicher Stereotype und sprachlicher Machtrituale? Beginnt nicht das Wort Perestroika hier und da dem Wort Sozialismus zu ähneln, vor allem, wenn es hin und wieder demselben Menschen um den Kopf geschlagen wird, der so lange und so ungerecht mit dem Wort Sozialismus geschlagen worden ist? (...)

So: Und nun komme ich endlich zum schönen Wort „Frieden".

Vierzig Jahre lang lese ich es in unserem Land auf jedem Dach und in jedem Schaufenster. Vierzig Jahre lang bin ich, so wie alle meine Mitbürger, zur Allergie gegen jenes schöne Wort erzogen worden, weil ich weiß, was vierzig Jahre bedeuten: mächtige und immer mächtigere Armeen als angebliche Garanten des Friedens.

Trotz diesem langen Prozeß der systematischen Entleerung des Wortes Frieden; ja, mehr noch als dies: es wurde ihm die genau entgegengesetzte Bedeutung gegeben, als es sie laut Wörterbuch hat; trotz alledem gelang es ein paar Don Quijotes aus der Charta 77 und einigen ihrer jüngeren Kollegen aus der Unabhängigen Friedensgemeinschaft, dieses Wort „Frieden" zu rehabilitieren und ihm seinen ursprünglichen Sinn zurückzugeben. Sie mußten allerdings für diese semantische „Perestroika" – nämlich das Wort Frieden vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen – bezahlen: Fast alle jungen Anführer der Unabhängigen Friedensgemeinschaft mußten ein paar Monate dafür absitzen. Doch hatte dies Sinn: Ein wichtiges Wort ist vor seiner totalen Entwertung gerettet worden. Und das ist, wie ich hier ständig zu erklären versuche, durchaus nicht nur die bloße Rettung eines Wortes. Es ist die Rettung von etwas weit Wichtigerem.

Alles wichtige Geschehen der realen Welt – das schöne und das scheußliche – hat nämlich immer sein Vorspiel in der Sphäre der Worte.

Wie ich Ihnen schon gesagt habe, ist es heute nicht meine Absicht, Ihnen die Erfahrung eines Menschen zu vermitteln, der erkannt hat, daß das Wort immer noch Gewicht hat, wenn man dafür auch mit dem Gefängnis bezahlen muß. Meine Absicht war, eine andere Erfahrung zu bekennen, die wir in diesem Teil der Welt mit dem Gewicht des Wortes gemacht haben und die – davon bin ich fest überzeugt – universelle Gültigkeit hat: nämlich die Erfahrung, daß es sich immer auszahlt, den Worten gegenüber mißtrauisch zu sein und gut auf sie achtzugeben, und daß die Vorsicht hier nicht groß genug sein kann.

Durch Mißtrauen gegenüber den Worten kann entschieden weniger verdorben werden als durch übertriebenes Vertrauen in sie. (...)

Betrachten wir noch ein Letztes: Jahrhundertelang hatten wir – Sie und ich – das heißt Deutsche und Tschechen – vielfältige Schwierigkeiten mit unserem Zusammenle-

Fortsetzung auf Seite 40

SAS – Selbst-Abhör-System

Kasanewski, Kiew

Das Anständige ist wie die Reinlichkeit, man merkt es nur, wo es fehlt. G. Schleiermacher

Gerd W. Heyse

An meine Anatomen

Wenn ihr eure scharfen Brillen aufsetzt
und mit feinnervigen Nasen,
sorgfältig frisierten Fingernägeln,
hochmodischen Krawatten,
scharf gebügelten Meinungen,
gerunzelten Stirnen, jedoch vor allem
mit einer Flasche Reinigungsmethodik,
in der schaumgummigepolsterten Halle
meiner anrüchigen
geistigen Leiche zu Leibe rückt,
wünsche ich euch (ehrlich!)
das beste Gelingen.

Aber hantiert möglichst vorsichtig
mit dem zweischneidigen Messer,
verletzt euch im Eifer nicht selbst
(Autoinfektion, wie?),
wenn ihr gierig nach dem Sitz
meiner Überzeugung sucht.

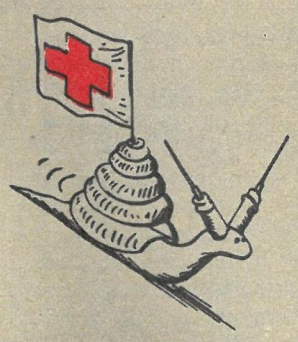
Ein Hinweis sei euch gegeben,
aus Freundschaft gewissermaßen:
Meine Überzeugung sitzt tief;
viel, viel tiefer, als ihr glaubt.

Geht möglichst behutsam vor:
verletzt euch nicht selbst,
von wegen Leichengift und so,
außerdem,
und so weiter.

Doch was sage ich da…
So giftig wie ihr
bin ich nie gewesen.

aus „Musenschuß und Hexenkuß", Eulenspiegelverlag

Der einzige Organismus, der auf Umweltverschmutzung mit Wachstum reagiert, ist die Verwaltung.
H.-D. S.



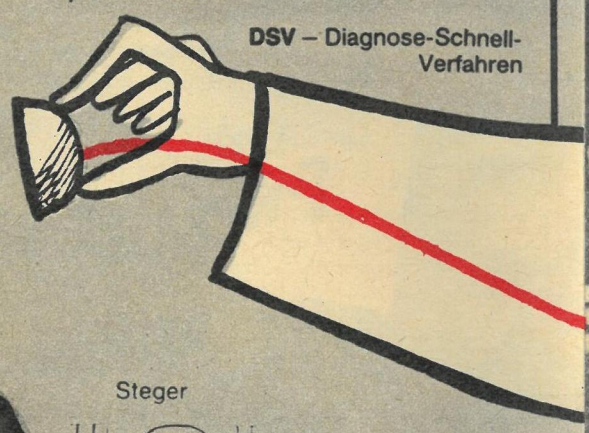
Der rettende Devisenspritzen-Schneck von Lerch

Schwester Monika: „Alles zum Wohle unserer Menschen!"

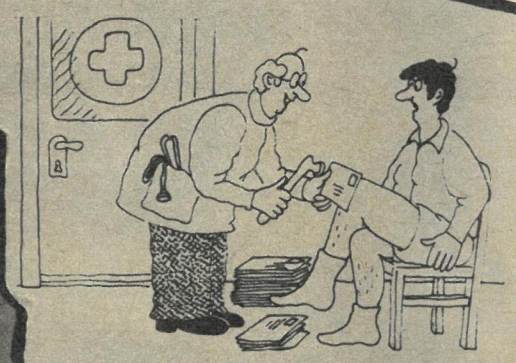
Schultz

Schneider

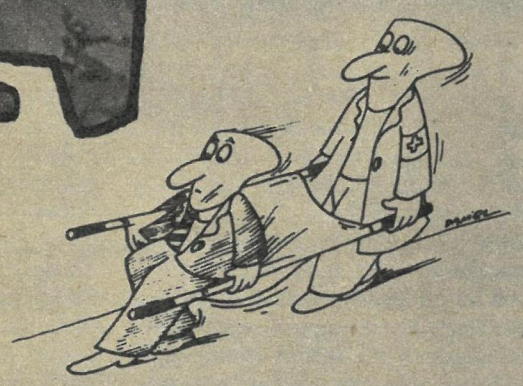
DSV – Diagnose-Schnell-Verfahren



Steger

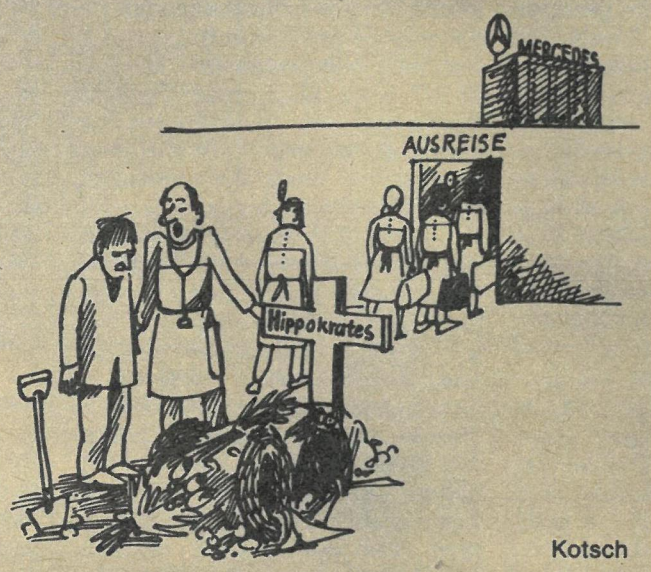


SSA – Stempelstellen-Anwärter
„Eine kleine Nebenbeschäftigung hat doch heutzutage fast jeder."



Daniel, Prag

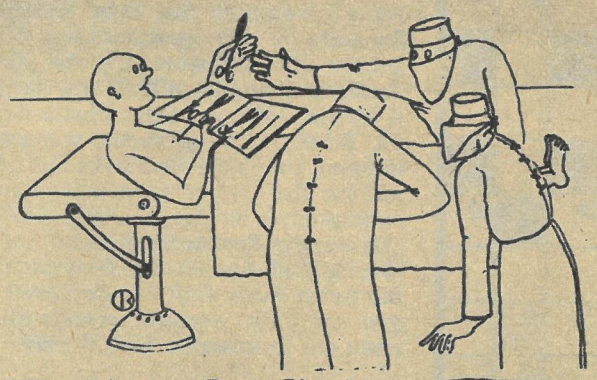
PRMH – Personalreduzierte Medizinische Hilfe



Kotsch

Lernt an der neuen Wirklichkeit, die ihr selbst schafft. Auch Fehler sind lehrreich. M. Gorki

auch nicht auf die Vergeßlichkeit. St. Lec

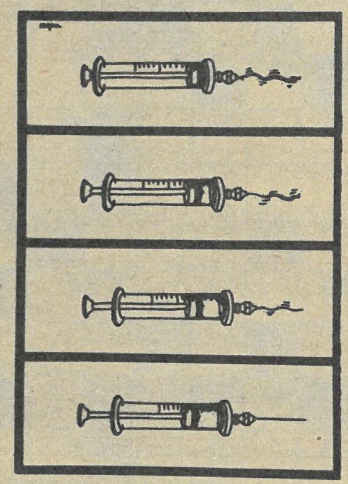


Soldatow, Moskau

SED – Schwester-Ersatz-Dienst

Taubenberger. Memmingen

„Eindeutig Bleivergiftung, sind Sie viel an der frischen Luft?"



VLABER, Kaunas

TKK – Traditionelle-Kanülen-Kalamitäten

Wechselbalg
Was dir auch Fortuna sendet,
pack die Seele nicht in Mull.
Manche Eins, die uns geblendet,
war am Ende eine Null.
R. Pöhlig

Janusz Oseka/Polen

Chronik eines Planeten

Die Besatzung eines Raumschiffs von der Erde fand auf einem verödeten Himmelskörper eine Handschrift, die wie eine Chronik abgefaßt ist. Wir geben hier ihren Inhalt wieder, soweit er von den Gelehrten entziffert werden konnte:

In unseren Laboratorien ist ein Spezifikum entwickelt worden, das den Namen „Liliputol" erhalten hat und der Verkleinerung von Lebewesen dient. Es handelt sich um Oraletten, Pillen also, die dem Organismus durch den Mund zugeführt werden. Je nach Zahl der geschluckten Pillen können wir uns beliebig verkleinern.

Um die Hälfte verkleinert, geben wir nur noch die Hälfte unseres Einkommens für Kleidung und Essen aus, der Rest bleibt für Annehmlichkeiten des Lebens. Wir gehen sehr schlau zu Werke: Rinder, Schweine und Hühner bekommen kein „Liliputol". Dadurch verfügen wir jetzt über die doppelte Menge an Milch, Fleisch und Eiern.

... Maschinen, Gebäude und Anlagen müssen umgebaut werden. Aber das macht sich bezahlt. Der Umbau erfolgt gewissermaßen auf Zuwachs: Wir verkleinern uns auf ein Viertel der ursprünglichen Größe. Es gibt keine Wohnraumprobleme mehr.

Der Kriegsminister hat sich in einem Tagesbefehl sehr anerkennend über „Liliputol" geäußert. Ein kleinerer Soldat sei schwerer zu treffen.

... Das Getreide wächst wie früher, doch reicht eine einzige Ähre für einen ganzen Laib Brot, dessen Preis mit dem einstigen überhaupt nicht zu vergleichen ist. Jeder will soviel wie möglich auf die hohe Kante legen. Alle verkleinern sich daher individuell, um dieses Ziel zu erreichen.

Bravo „Liliputol"! Einst hatten wir zuwenig Theater, heute bringen wir die gesamte Bevölkerung in einem Zuschauerraum unter.

Wir werden von Tag zu Tag vernünftiger und glücklicher zugleich. Statt Seife zu kaufen, verkleinern wir uns – schon reicht ein winziges Stück bis an unser Ende!

Verringern sich die Vorräte, können wir uns noch rascher verkleinern. Die Losung im Verkleinerungswettbewerb heißt: „Je kleiner, desto reicher!"

Gestern abend lud mich mein Nachbar zu einem Tröpfchen Wein ein. Da es möglicherweise nicht gereicht hätte, schluckten wir jeder eine Pille „Liliputol". Es kamen noch einige andere Personen, die jedoch bereits so klein waren, daß wir sie nicht erkennen konnten. Wahrscheinlich waren es Bekannte ...

Die folgenden Buchstaben sind so winzig, daß sie nicht einmal durch das Mikroskop zu entziffern sind. Die Wissenschaftler bezeichnen die Erfahrungen der Wesen, die jenen Planeten bewohnen bzw. nach unseren Begriffen bewohnten und nach Wegen zu Glück und Wohlstand suchten, dennoch als höchst wertvoll und nützlich.

Aus: „Mann mit heiterem Gemüt", Eulenspiegelverlag, leicht bearbeitet.

In jungen Jahren schrieb George Bernard Shaw für eine Londoner Zeitung Kritiken. Seine Besprechung eines Chorkonzertes des Ärzte-Musikvereins bestand nur aus zwei Sätzen: „Gestern sangen die Londoner Mediziner. Man sollte sie wieder einmal an ihre ärztliche Schweigepflicht erinnern."

Arnaudov, Sofia

„Kommen wir nun in die Wechseljahre?" fragen Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik).

Weiße Flecken
Der Schmerz ist der Stachel, der Antreiber unserer Entwicklung. Er peitscht die Menschheit von Entdeckung zu Entdekkung.
Weisenborn

Grüne Diagnose
Die Mängel aufdekken ist nicht genug, ja man hat unrecht, solches zu tun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem besseren Zustande anzugeben weiß.
Goethe

Waterloosung: Schöner unsere Städte und Gemeinheiten.

Ich leide mitunter unter Wirklichkeitsvorstellungen.

H.-D. Schütt

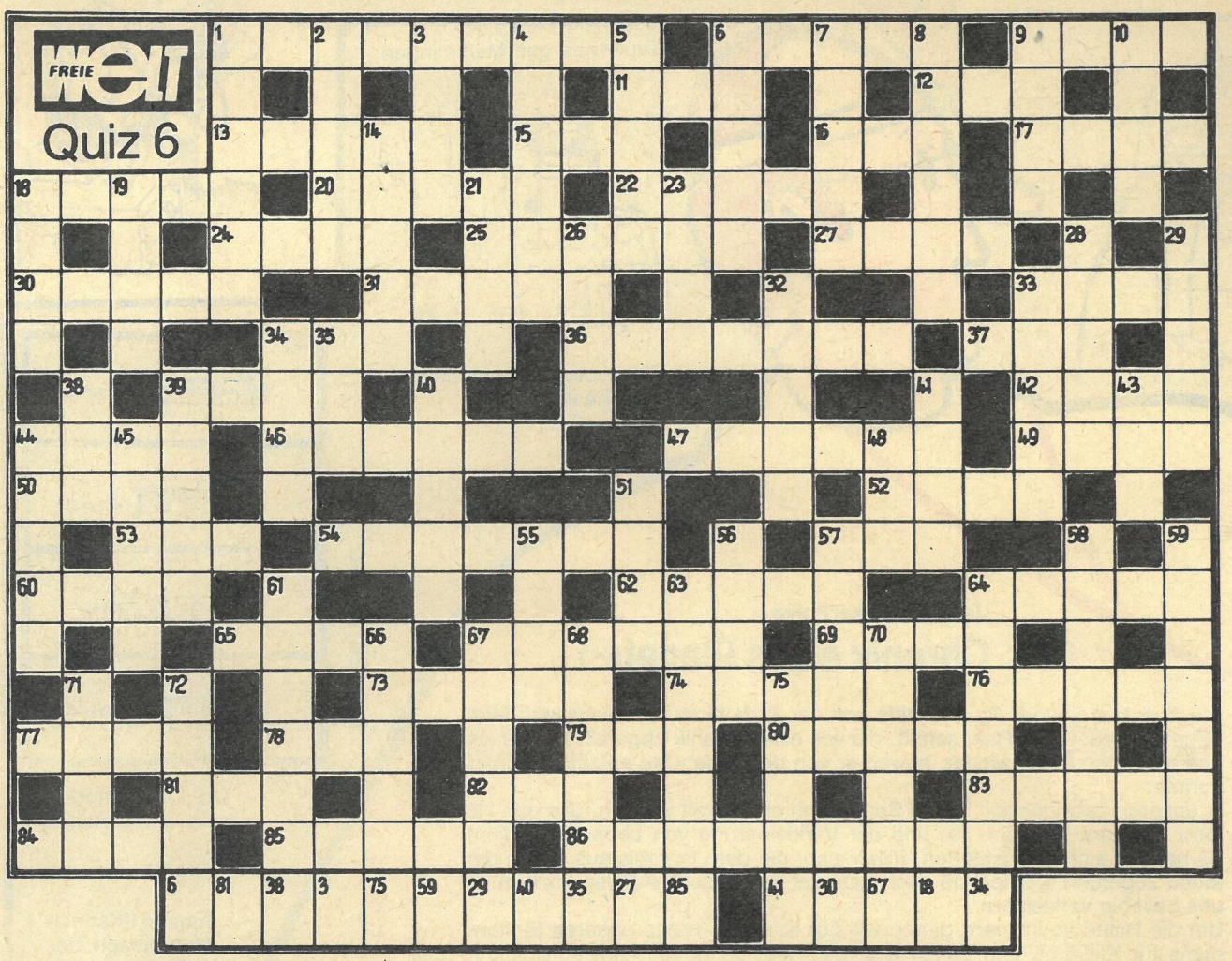
2 Wochenspruch

**Wer die Wahrheit liebt,
will sie sehen.
Wer sie fürchtet,
hat sie gesehen.
H. D. Schütt**

Johann Friedrich Dieffenbach, berühmter Chirurg und Nasenspezialist der Biedermeierzeit, fragte in einer Gesellschaft, welches das paradoxeste menschliche Organ sei. Er gab selbst die Antwort: „Das ist die Nase. Sie hat die Wurzel oben, den Rücken vorn, die Flügel unten, und man steckt sie gern da hinein, wo sie nicht hingehört."

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. J. W. v. Goethe

Der echte Dichter ist der Arzt, der falsche der Chirurg seiner Zeit. F. Hebbel



Kreuzworträtsel

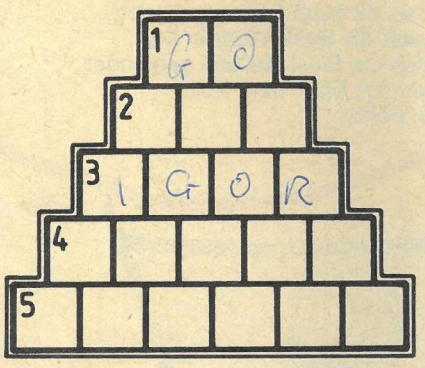
Waagerecht: 1. weiträumiger Landschaftsteil, der unter Schutz steht, Reservat, 6. Wirtschaftsfläche in der Forstwirtschaft, 9. Greifvogel, Symbol des Naturschutzes, 11. Kurzwort für Abonnement, 12. Fußballmannschaft, 13. fester Scheunenboden, 15. polnischer Autor utopischer Literatur, 16. Bergbaustadt in Jugoslawien, 17. ethischer Begriff, 18. chemisches Element, Gas, 20. Titel einer Oper von Puccini, 22. Nebenfluß der Donau, 24. im altrömischen Kalender die Monatsmitte, 25. Todeskampf, 27. Schulstadt in England (westl. von London), 30. dunkelbraune, natürliche Erdfarbe, 31. Stadt im Süden Frankreichs, 33. Muse der Geschichtsschreibung (griech. Mythol.), 34. Hafenstadt in Vietnam, 36. Aluminiumoxid, 37. Zeitalter, Zeitabschnitt, 39. Stadt an der Elbe (Bez. Halle), 42. Nebenfluß der Kura, 44. alkoholisches Getränk, 46. Palast mit Museum in Paris, 47. flinker Marder, 49. Stadt in Österreich (Tirol), 50. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 52. Tannenwald (dichter.), 53. Stadt in Marokko, 54. Markenzeichen für Schreibgeräte herstellende Betriebe der DDR, 57. Stadt im Süden Frankreichs, 60. harzreiches Holz, 62. kleines Krebstier, 64. Teil der Blüte, 65. Ratschlag, Hinweis, 67. altpersischer Statthalter, 69. Stadt im Norden Schwedens, 73. brasilianischer Autor des Romans „Tote See“, 74. Berghang (süddt.), 76. schmaler, steiler Weg, 77. Ölpflanze, 78. begeisterter Anhänger, 79. Schiefer, Fels, 80. Art und Weise, 81. Lebensgemeinschaft, 82. Bergeinschnitt, 83. Inbegriff höchster Vollkommenheit, 84. deutscher Autor des Romans „Adel im Untergang“, 85. Instrumentalsatz mit mehrfach wiederkehrendem Thema, 86. Vogelbeerbaum.

Senkrecht: 1. Sumpfbiber, 2. Schreibflüssigkeit, 3. Papierzählmaß, 4. Registratur, Aktei, 5. offene Feuerstätte in einem Wohnraum, 6. offenes Sportsegelboot mit Schwert, 7. Art, Gattung, 8. ältester Gelehrter eines Faches, 9. Kletterpflanze, 10. Blasinstrument der nordischen Bronzezeit, 14. Falter, Forstschädling, 18. Hauptstadt des Kantons Graubünden in der Schweiz, 19. Erfrischung, 21. Zeltlager, 23. Milz (latein.), 26. Fluß zur Elbemündung, 28. Ruf zur Bereitschaft, 29. Greifvogelnest, 32. Geburtsort von Karl Marx, 33. Landschaft im Nordwesten Jugoslawiens, 34. Kopfschutz, 35. Weltorganisation (Kurzw.), 38. Halbton über D, 39. chemisches Element, Halbmetall, 40. Bildseite einer Münze oder Medaille, 41. Farbe, 43. Baumteil, 44. sommergrüner Laubbaum, 45. Strebsamkeit, Emsigkeit, 48. griechischer Buchstabe, 51. Singvogel, 55. Stadt in Rumänien, 56. Laubbaum, Zitterpappel, 57. Planet, 58. Zierstrauch mit großen duftenden Blütenrispen, 59. französischer Maler und Grafiker russischer Herkunft (gest. 1985), 61. Nadelbaum, 63. Salzwerk, 64. Gewürz- und Arzneipflanze, Johannisbrotgewächs, 66. Pelzwerk von einem Nagetier, 67. Überschlagsprung, 68. Haarschopf, 70. Landschaft in Frankreich, 71. Mittelhülse von Rädern, 72. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 75. Biene.

Als Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt sich der Name eines Naturschutzgebietes im Bezirk Magdeburg, das bereits vor über 60 Jahren unter Schutz gestellt wurde. Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 6 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 11. April 1990 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 9/1990.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25, – Mark



Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Begriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzunehmen und durch Schütteln das nächste Lösungswort nachfolgender Bedeutung zu bilden.

1. japanisches Brettspiel chinesischen Ursprungs. 2. japanischer Fächer, 3. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 4. ausschweifendes Gelage, 5. kleiner Graben zur Oberflächenentwässerung (norddt.)

Nachsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils so ein Buchstabe anzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben.

Reim – Reed – Nota – Kate – Tang – Klei – Reis – Hege – Mode – Ball

Bei richtiger Lösung ergeben die nachgesetzten neuen Buchstaben – nacheinander gelesen – den Namen einer Futterpflanze.

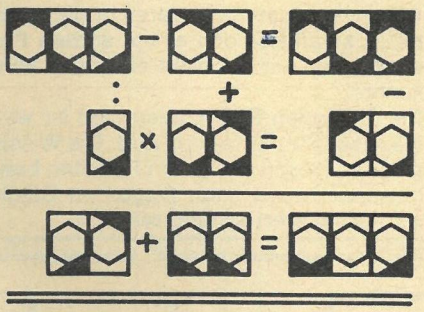
Umstellrätsel

Die nachfolgenden Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben in neue Begriffe zu verwandeln.

Pampe – Tuner – Blase – Leich – Phase – Artek – Sorbe – Nante – Olten

Bei richtiger Umstellung ergeben die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – eine abwertende Bezeichnung für einen Fußsoldaten.

Raten und Rechnen



Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen sind also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin 1026
Telefon: über 24 40 Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT
überparteilich- unabhängig

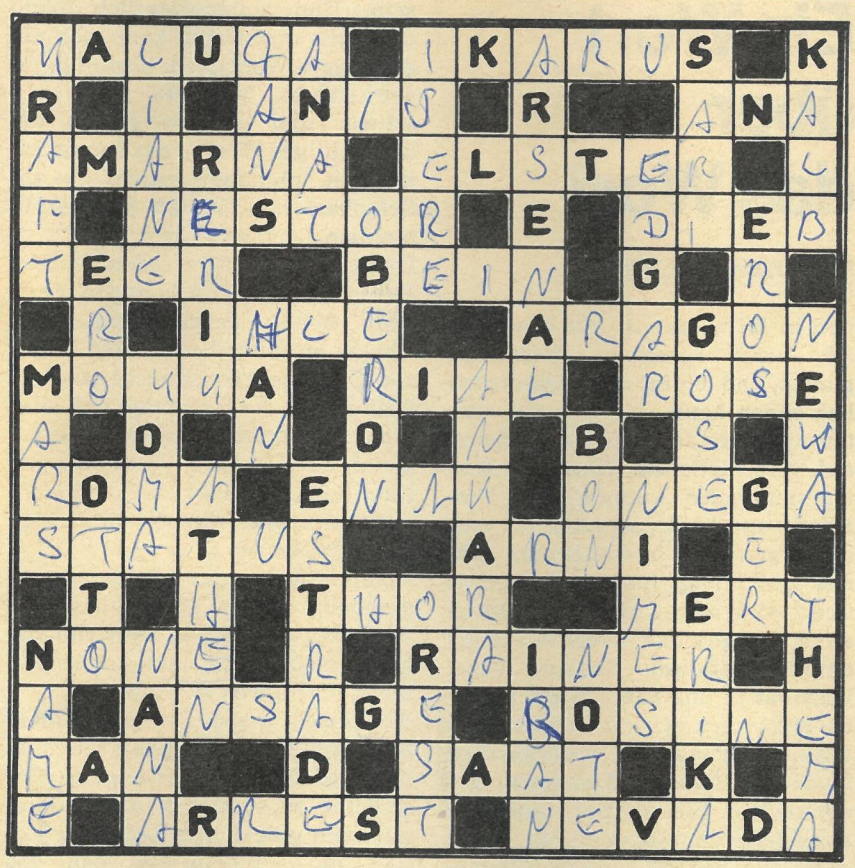
Chefredakteur: Günther Wolfram
Stellv. Chefredakteure: Dr. Paul Wurche, Günter Gensicke

Sekretariat der Chefredaktion: Tel.: 2 44 22 07
2 44 23 09
2 44 24 36

Bild: Volkmar Billeb Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau Tel.: 2 44 35 48

Wissenschaft: Heinz Bartel Tel.: 2 44 26 09
Reisen: Jürgen Geitner Tel.: 2 44 31 16

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel Tel.: 2 44 22 30
Zeitgeschehen: Wolfgang Tautenhahn Tel.: 2 44 26 67



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Ruinenstätte (Oberägypt.), 2. Zitatensammlung, 3. phönizisch-kanaanäische Liebesgöttin, 4. Kuchengewürz, 5. Hauptstadt der Türkei, 6. Conférence, 7. französischer Schriftsteller (gest. 1982), 8. Wasserbüffel, 9. Haft, 10. Zeughaus, 11. Hauptstadt in Europa, 12. Körperteil, 13. Kassenzettel, 14. unredlicher Mensch, 15. Männername, 16. taubengroßer Rabenvogel, 17. Vater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 18. Heidekraut, 19. jugoslawischer Volksschelm, 20. Liebesgott (griech. Mythol.), 21. erhöhter Tritt (veraltet), 22. Wasservogel, 23. Tau zum Zusammenholen des Segels (seem.), 24. obergäriges Bier, 25. eingezäuntes Waldgrundstück, 26. Hohlhering, 27. Sohn des Dädalus (griech. Sage), 28. Land in Vorderasien, 29. Nebenfluß der Rhône, 30. Jungtier, 31. Stadt südwestlich von Moskau, 32. tiefe Bewußtlosigkeit, 33. Stärke, Energie, 34. Schlingpflanze, 35. Insel vor England, 36. Planet, 37. deutscher Bildhauer (15./16. Jh.), 38. Kaffeesorte, 39. Bezeichnung, 40. Roman von Zola, 41. Destillationsprodukt der Kohle, 42. weiser Berater, 43. Bundesstaat der USA, 44. Fluß durch Leningrad, 45. Stadt in Südfrankreich, 46. neunstufiges Intervall, 47. Musikzeichen, 48. Oper von Weber, 49. Fluß im Norden der UdSSR, 50. Sohn des Agamemnon (griech. Sage), 51. Komiker (BRD), 52. Männername, 53. Ostseebad (DDR), 54. Währungseinheit in Iran, 55. Hauptstadt in Europa (Landesspr.), 56. Blume, 57. getrocknete Weinbeere, 58. junges Getreide, 59. Gewand der Inderin, 60. Zustand, 61. Hauptgedanke, 62. Gott des Gewitters (nord. Mythol.).

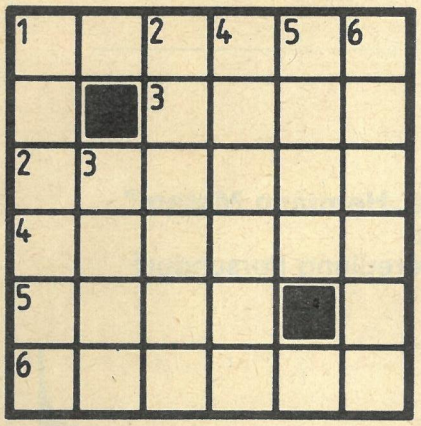
SCHACH

5. „Offenes" in Berlin

SIZILIANISCH, R. Tischbierek (DDR) – W. Tschutschelow (UdSSR), V. Open der BSG Empor HO Berlin '89: **1.e4 c5 2.Sc3 Sc6 3.Sge2 g6 4.d4 cd 5.S:d4 Lg7 6.Sb3 Sf6 7.Le2 0-0 8.0-0 d6 9.Lg5 Le6 10.Kh1 a6 11.f4 b5 12.Lf3 Lc4 13.e5 L:f1 14.D:f1 de 15.L:c6 Tc8 16.Lb7 Tb8 17.L:a6 b4 18.Td1 Dc7 19.fe Sg4 20.Sd5 D:c2 21.Td2 De4 22.Td4 D:e5 23.S:e7+ Kh8 24.T:g4 Tb6 25.Lc4 h6 26.Sd5 Tc6 27.Le3 Dh5 28.h3 f5 29.Ld4 1:0.**

Magische Figur

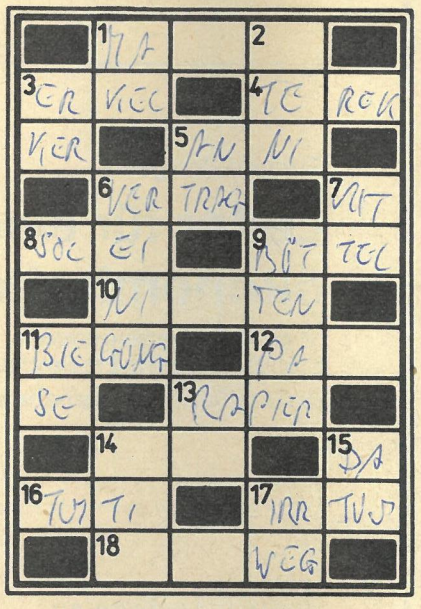
Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen.
1. Lenkvorrichtung, 2. Ganzes (Mathem.), 3. Vorname der Tochter Thälmanns, 4. Ergebnis der Gerichtsverhandlung, 5. Stadt in China (südl. von Chengdu), 6. Automobilsportveranstaltung.



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hauptstadt der Philippinen, 3. Schöpfer der ungarischen Nationaloper (gest. 1893), 4. Fluß in Transkaukasien, 5. Frauenname (Nebenf.), 6. rechtsverbindliches Abkommen, 8. konserviertes Hühnerprodukt, 9. im Feudalismus Gerichtsdiener, 10. Sprach- und Völkergruppe im Nordosten Afrikas, 11. Kurve, Krümmung, 12. Trumpfkarte im Tarock, 13. Fechtwaffe, Degen, 14. Unternehmung, 16. das volle Orchester (Mus.), 17. Denkfehler, Versehen, 18. Verfall.

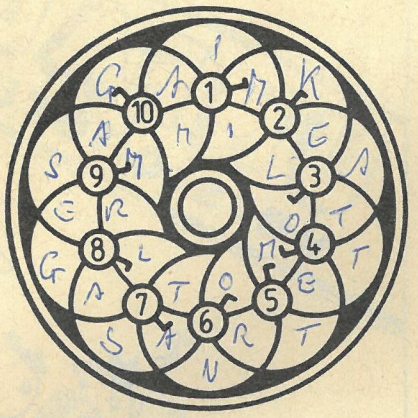
Senkrecht: 1. Schandfleck, 2. Lücke in Texten (Sprachw.), 3. Hausvorbau, 5. zur Entscheidung vorgebrachtes Anliegen, 6. Zusammenschluß, 7. Arbeitskleidung, 9. handgeschöpftes Zelluloseerzeugnis, 11. Ziersäumchen, 13. zugeteiltes Maß, 14. Korallentier, Seerose (Zool.), 15. genaue Tagesangabe, 17. nicht zum Ziel führender Weg in einem Labyrinth.



Wörter in Kreisen

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in der angegebenen Richtung um die Zahl.

1. Hafenstadt in Florida (USA), 2. orientalischer Teppich, 3. Salz der technischen Ölsäure, 4. Falter, Kleiderschädling, 5. Untergrundbahn, 6. Amtstracht, 7. Landkartenbuch, 8. Vorrat, Depot, 9. Zeichnung im Holz, 10. griechischer Buchstabe.



Auflösungen aus Heft 5/1990

Kreuzgitter. Waagerecht: Llano (4), Seide (71), Harri (61), Ree (36), Samurai (20), Egeln (42), Ares (14), Slogan (68), Ata (31), Spelt (63), Reiner (51), Masur (33), Eton (70), Wind (48), Ratte (12), Eva (29), Stein (58), London (25), Greifer (72), Kartei (39), Tarar (7), Ire (18), Rater (46), Lade (1), Sion (53), Itala (34), Ararat (60), Skale (73), Ott (21), Serife (64), Rore (43), Tatra (56), Utensil (10), Epe (67), Buran (47), Lorke (37), Eleve (26).

Senkrecht: Lisa (55), Amme (28), Ohr (2), Grillette (15), Sieg (22), Irene (6), Ernani (38), Gepard (65), Aase (13), Arda (32), Ussuri (45), Garnele (50), Otte (8), Tenno (27), Pranger (35), Iwan (16), Musik (66), Vorteil (40), Err (19), Dur (57), Norma (49), Riester (30), Frankfurt (5), Abart (23), Tier (9), Artern (69), Rosi (54), Laoten (44), Dattel (59), Lori (17), Aster (3), Aeta (52), Rabe (62), Oste (41), Elfe (24), Ene (11).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Legende, 3. Silber, 4. Melos, 5. Rater, 6. Meste, 8. Metro, 9. Metrum, 10. Polenta, 11. Mole, 12. Stapel, 13. Reise, 14. Harfe, 16. Sole, 17. Aufschlag, 18. Kindergeld.

Senkrecht: 1. Leber, 2. Demeter, 3. Silbe, 5. Raste, 6. Metropole, 7. Zentrum, 9. Metastase, 11. Molar, 13. Reife, 14. Harlekin, 15. Handschlag, 17. Aufgeld.

Magische Figur: 1. Moser, 2. Opale, 3. Salep, 4. Elena, 5. Reparatur, 6. Adana, 7. Tartu, 8. Untat, 9. Raute.

Rätselpyramide: 1. Ur, 2. Rau, 3. Urat, 4. Natur, 5. Turban, 6. Trauben.

Füllrätsel: 1. Remter, 2. Irland, 3. Turban, 4. Taurus, 5. Elvira, 6. Retter. – Ritter.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 3 (aus Heft 3/1990)

Waagerecht: 3. Allotria, 7. Zeller, 10. Spass, 11. Stil, 13. Tute, 15. Tic, 16. Einlage, 20. Rispe, 21. Elat, 22. Hals, 24. Mamai, 25. Reis, 27. Echo, 29. Turm, 32. Unter, 33. Danae, 36. Name, 39. Aar, 40. Rila, 41. Karat, 43. USA, 45. Ebros, 48. Siele, 49. Kiste, 52. Ire, 54. Oma, 56. Laser, 58. Eosin, 59. Kasse, 62. Alm, 64. Nonne, 65. Aare, 67. III, 68. Tang, 71. Luise, 73. Gemme, 75. Isis, 78. ESER, 80. Bark, 82. Tatar, 83. Lamm, 86. Sais, 87. Amara, 88. Teheran, 90. All, 91. Asen, 92. Turin, 93. Gier, 94. Aarau, 95. Nippes, 96. Karneval, 97. Taste.
Senkrecht: 1. Esprit, 2. Mauser, 3. Aster, 4. Latein, 5. Retter, 6. Asch, 7. Ziel, 8. Elista, 9. Eta, 12. Reporter, 14. Elster, 17. Lie, 18. Uman, 19. Imam, 23. Aral, 26. Eure, 28. Ceres, 30. Uhu, 31. Maar, 33. Dido, 34. Nasal, 35. Ekel, 37. Ali, 38. Elton, 42. Alant, 44. Sinai, 46. Bek, 47. SOS, 49. Konfetti, 50. Senke, 51. Esel, 53. Ehre, 55. Mali, 57. Ern, 60. Sambia, 61. Eier, 63. Mai, 66. Asam, 69. Antares, 70. Geranie, 72. Umlage, 73. Goslar, 74. Massiv, 76. Starre, 77. Statut, 79. rue, 81. Kanal, 84. Anis, 85. Mark, 89. Hai.
Lösung: Mummenschanz

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Gertrud Jahnke, Pritzwalk, 1920
2. Preis
75,– M Rico Jodszuweit, Rostock 4, 2500
3. Preis:
50,– M U. Stange, Wolfen Nord, 4440
4.–8. Preis:
je 25,– M C. Gottfried, Potsdam 1590; Gerda Dick, Leipzig 7025; Horst Hennig, Wilsdruff 8224; H. Richter, Nordhausen 5500; A. Lindemann, Meiningen 6100.

Kultur: Marianne Wambutt
Tel.: 2 44 32 23

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff, Detlef Christel

Herausgeber: Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Verlag: Berliner Verlag

Verlagsdirektor: Gerd Hölzel

Lizenz-Nr. 231 des Presse- und Informationsdienstes der Regierung der DDR

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)

Anzeigen aus dem Ausland: Berliner Verlag, Tel.: 2 70 32 03
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich

Stellenangebot!

Suchen dringend

Leiter für eine ökonomische Abteilung

in einem volkseigenen
Kleinbetrieb im Elbsandsteingebirge.
Einfamilienhaus vorhanden!

Stellenangebote an:

VEB Bandstahlkombinat „Hermann Matern"
Eisenhüttenkombinat Ost
Zweigbetrieb Bandstahlveredlung Porschdorf
Direktor
Porschdorf
8321

. . . bei Unfällen **aller** Art
in **allen** Lebensbereichen

Unsere Mitarbeiter informieren Sie gern ausführlich.

Individuelle Beratung bei Ihnen zu Hause – unser ganz persönlicher Service für Sie!

Ein Wort über das Wort

Fortsetzung von Seite 35

ben in Mitteleuropa. Für Sie kann ich nicht sprechen, doch ich glaube, daß ich für uns verantwortlich sagen kann, daß sich die uralten und über Jahrhunderte hinweg auf verschiedenste Weise genährten nationalen Animositäten, Vorurteile und Leidenschaften bei uns, den Tschechen, in den letzten Jahren verflüchtigt haben. Und es ist überhaupt kein Zufall, daß das in einer Zeit geschah, in der wir unter einem totalitären Regime litten. Dies hat in uns nämlich ein so tiefes Mißtrauen gegenüber allen Verallgemeinerungen, ideologischen Floskeln, Phrasen, Losungen, gedanklichen Stereotypen und sich anbiedernden Appellen an diese oder jene Schicht unserer Emotionen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, herausgebildet, daß wir heute zumeist schon immun sind gegenüber jeglichem hypnotisierenden Köder, und sei er von noch so suggestiver Gestalt, wie etwa traditionell der nationale oder nationalistische Appell. Unter der erstickenden Decke von Tausenden von leeren Worten, unter der wir so lange leben müssen, hat sich in uns ein so starkes Mißtrauen gegenüber der Welt der trügerischen Worte herausgebildet, daß wir heute fähig sind, besser als früher die menschliche Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist: nämlich als die komplizierte Gemeinschaft Tausender Millionen von unwiederholbaren menschlichen Einzelwesen, die neben Hunderten von schönen Eigenschaften auch Hunderte von Fehlern und schlechten Neigungen haben, die sich jedoch nie mit dem Bügeleisen hohler Phrasen und entwerteter Worte – wie zum Beispiel Klassen, Nationen oder politische Kräfte – zu einer einzigen homogenen Masse einebnen lassen, und die so en bloc zu loben oder zu verurteilen sind, zu lieben oder zu hassen, zu verleumden oder zu feiern. (...)

Am Anfang ist das Wort.

Das ist ein Wunder, dem wir zu verdanken haben, daß wir Menschen sind.

Doch zugleich ist es ein Hinterhalt, eine Prüfung, eine List und ein Test.

Größer vielleicht, als es Ihnen scheinen mag, die Sie unter den Bedingungen einer großen Reinheit des Wortes leben, also in Verhältnissen, in denen es scheinbar so sehr auf die Worte nicht ankommt.

Es kommt auf sie an.

Es kommt überall auf sie an.

Dasselbe Wort kann einmal demütig und ein anderes Mal hochmütig sein. Und außerordentlich leicht und sehr unauffällig kann sich ein demütiges Wort in ein hochmütiges verwandeln, während nur sehr schwer und langwierig sich ein hochmütiges Wort in ein demütiges wandelt. Ich habe versucht, das am Schicksal des Wortes Frieden in meinem Land zu zeigen.

Diese Welt, und vor allen Dingen Europa, befindet sich gegen Ende des zweiten Jahrtausends nach Christi an einer besonderen Kreuzung. Lange gab es nicht so viele Gründe für die Hoffnung, daß alles gut ausgeht, und niemals gab es zugleich so viele Gründe für die Befürchtung, daß, wenn alles schlecht ausgehen sollte, dies die endgültige Katastrophe sei. (...)

Hochmütig begann der Mensch zu glauben, er als Höhepunkt und Herr der Schöpfung verstehe die Natur vollständig und könne mit ihr machen, was er wolle.

Hochmütig begann er zu glauben, als Besitzer von Verstand sei er fähig, vollständig seine eigene Geschichte zu verstehen und sodann allen ein glückliches Leben zu planen, und dies gebe ihm sogar das Recht, jeden, dem die Pläne nicht gefallen, aus dem Weg zu wischen im Interesse einer angeblich besseren Zukunft aller, zu der er den einzigen und richtigen Schlüssel gefunden habe.

Hochmütig begann er von sich zu glauben, wenn er den Atomkern zertrümmern könne, sei er schon so vollkommen, daß ihm weder die Gefahr der atomaren Wettrüstung noch gar des Atomkrieges drohe.

In all diesen Fällen hat er schicksalhaft geirrt. Das ist schlimm. Aber in all diesen Fällen beginnt er schon, seinen Fehler zu begreifen. Und das ist gut.

Von all dem belehrt, sollten wir alle und gemeinsam gegen die hochmütigen Worte kämpfen und aufmerksam nach den Kuckuckseiern des Hochmuts in scheinbar demütigen Worten forschen.

Das ist ganz offenbar durchaus nicht nur eine linguistische Aufgabe. Als Aufruf zur Verantwortung für das Wort und gegenüber dem Wort ist dies eine wesenhaft sittliche Aufgabe.

Als eine solche ist sie allerdings nicht vor dem Horizont der von uns zu überblickenden Welt verankert, sondern erst irgendwo dort, wo jenes Wort sich aufhält, das am Anfang war und das nicht das Wort des Menschen ist.

Ich werde nicht erklären, warum dem so ist. Weit besser nämlich, als ich dazu imstande wäre, hat das schon Ihr großer Vorgänger und Ihr großer Vorfahr Immanuel Kant getan.

Foto Seite 35: ADN-Zentralbild

10. ZAR WASSERWIRBEL

1.

„So hältst du dein Wort, Vater?"
„Was suchst du hier? Ich hatte Minister Quak befohlen, dich einzusperren!"
„Ich war eben flinker, hab' **ihn** eingesperrt. Ich will nämlich den Gefangenen helfen!"
„Spitzbübin! Du steckst also mit diesen Ungeheuern unter einer Decke! Wagst es, gegen deinen Vater, den Zaren, aufzutreten! Ich vernichte dich, Undankbare!"

2.

„Kleine Harfe, kennst du deinen neuen Herrn?"
„Gewiß kenn ich ihn, Soldat ..."
„Und wirst du ihm dienen?"
„Sag, was du begehrst."
„Sobald ich gegangen bin, wirst du ein hübsches Tanzlied spielen. Laß den Zar zappeln, und gib ihm erst Ruhe, wenn deine Saiten gerissen sind! War klug von dir, Zar Wasserwirbel, mir das Geheimnis der Harfe zu verraten. Wünsche ein paar fröhliche Stunden!"

3.

Maria mit ihrem Söhnchen und der kleinen Prinzessin eilen davon. Welch ein Wunder: Im Reiche des Zaren beginnen wieder die Bäume zu rauschen, Blumen erblühen, Vögel jubilieren! Und die Wolken am Himmel tragen die Botschaft vom Ende des Bösen zu allen Meeren, Flüssen und Bächen: „Ihr seid frei!"

Ende

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, gezeichnet von Tatjana Neljubina. Redaktion: Karin Kopp

MZWAKHE MBULI

Sein Name erscheint immer wieder auf Plakaten und in Programmheften, man will ihn nicht in Vergessenheit geraten lassen. Der Mann selbst erscheint nicht zu seinen Konzerten im Ausland. Am 17. März vor zwei Jahren wurde Mzwakhe Mbuli in Soweto verhaftet: illegaler Besitz von Handgranaten. Die Polizei fand sie bei ihm, ohne lange zu suchen. Man wußte ja, wo man sie selbst versteckt hatte. Auf Kaution entließ man ihn aus der Haft, doch hatte man einen Grund, ihm den Reisepaß zu verweigern. Der Prozeß wird wieder und wieder hinausgeschoben.

Wer ist dieser einunddreißigjährige Südafrikaner, dessen einziger „Sprengstoff" seine Gedichte sind, den die Rassisten aber so fürchten, daß er im vergangenen Sommer nur knapp ihrem Mordanschlag entging? Man nennt ihn „die Trommel Afrikas, den lebenden Beweis für die Potenzen der Kultur als Waffe". Mzwakhe ist kein Dichter im abendländischen Literaturverständnis. Zwar bedient er sich in der Regel des Englischen, nur wenige seiner Gedichte sind in seiner Muttersprache Xhosa verfaßt, dennoch liegen seine Wurzeln in der jahrtausendealten afrikanischen Dichtkunst, die meist eine mündlich überlieferte ist. So entfalten auch Mzwakhes Poeme, die beim Lesen vielleicht etwas spröde anmuten, ihre innere Kraft erst bei der Rezitation durch den Dichter selbst. Mit seiner tiefen, kräftigen Stimme vermag er in Südafrika die größten Stadien zu füllen.

„Mzwakhe! Mzwakhe! Mzwakhe!", skandieren die Jugendlichen vor seinen Auftritten minutenlang. Sie sehen in ihm den „Messias der Townships, der dort ansetzt, wo Jesus aufhörte". So schrieb eine südafrikanische Zeitung.

Die Zeichen stehen auf Sturm in Südafrika. Die schwarze Jugend will die Apartheid nicht länger dulden, die Zuspitzung der sozialen Widersprüche erzeugt wachsende Militanz mit manchmal überraschenden Folgen. So gilt vielen Jugendlichen der ANC, der den bewaffneten Kampf der politischen Auseinandersetzung unterordnet, als zu unentschlossen und halbherzig. Doch hat paradoxerweise einer seiner engsten Verbündeten, die Südafrikanische Kommunistische Partei, bei vielen an Reputation gewonnen. Augenscheinlich hat der vom verhaßten Rassistenregime seit Jahrzehnten mit fast religiösem Eifer gepredigte Antikommunismus Wirkung gezeigt – wenn auch nicht die beabsichtigte.

Mzwakhe Mbuli umschreibt nichts, er kommt ohne Umschweife zur Sache. Das entspricht der Logik der Kultur des Widerstandes, bewußt sind in diese politische Kultur Elemente der Show einbezogen: Tiefschürfende, intellektuell-analytische Reden sind der Atmosphäre bei Massenkundgebungen nicht mehr angemessen. Daran müssen sich zum Beispiel Walter Sisulu und seine Kameraden, nun auch Nelson Mandela, die man über fünfundzwanzig Jahre vom politischen Leben isoliert hatte, erst gewöhnen. Kurze, mobilisierende Slogans sind im Schwange: „An injury to one is an injury to all" – Unrecht gegen einen ist Unrecht gegen alle, „Freedom for some is freedom for none" – Freiheit für einige ist Freiheit für keinen. Deren Rhythmik, durch Wiederholungen verstärkt, baut die Menschen auf, gibt ihnen Kraft und Zuversicht.

Einen großen Teil seines Repertoires hat Mzwakhe in sechs Monaten verschärfter Einzelhaft verfaßt, die er 1988 ohne Gerichtsurteil absitzen mußte. Seit fünf Jahren arbeitet der Dichter mit einer Gruppe erstklassiger Musiker, die seine Rezitation instrumental untermalen. Sie folgen – trotz moderner elektrischer Instrumente – der alten afrikanischen Tradition, Musik in alle Lebensbereiche einzubeziehen.

Mzwakhes erste Platte „Change is Pain" – Veränderung ist schmerzhaft – wurde vom Rundfunk mit Sendeboykott, von der Zensur mit Vertriebsverbot belegt. Auf Kassetten vervielfältigt, geht sie in den Townships von Hand zu Hand.

Im Januar wurde Mzwakhes Prozeß wieder vertagt; wegen „dringenden Verdachts terroristischer Aktivitäten" erhielt er wieder keinen Paß, zum Festival des politischen Liedes konnte er nicht nach Berlin kommen. Doch „Unbroken Spirit" heißt Mzwakhes neue Platte: Ungebrochener Geist.

Wolfgang König

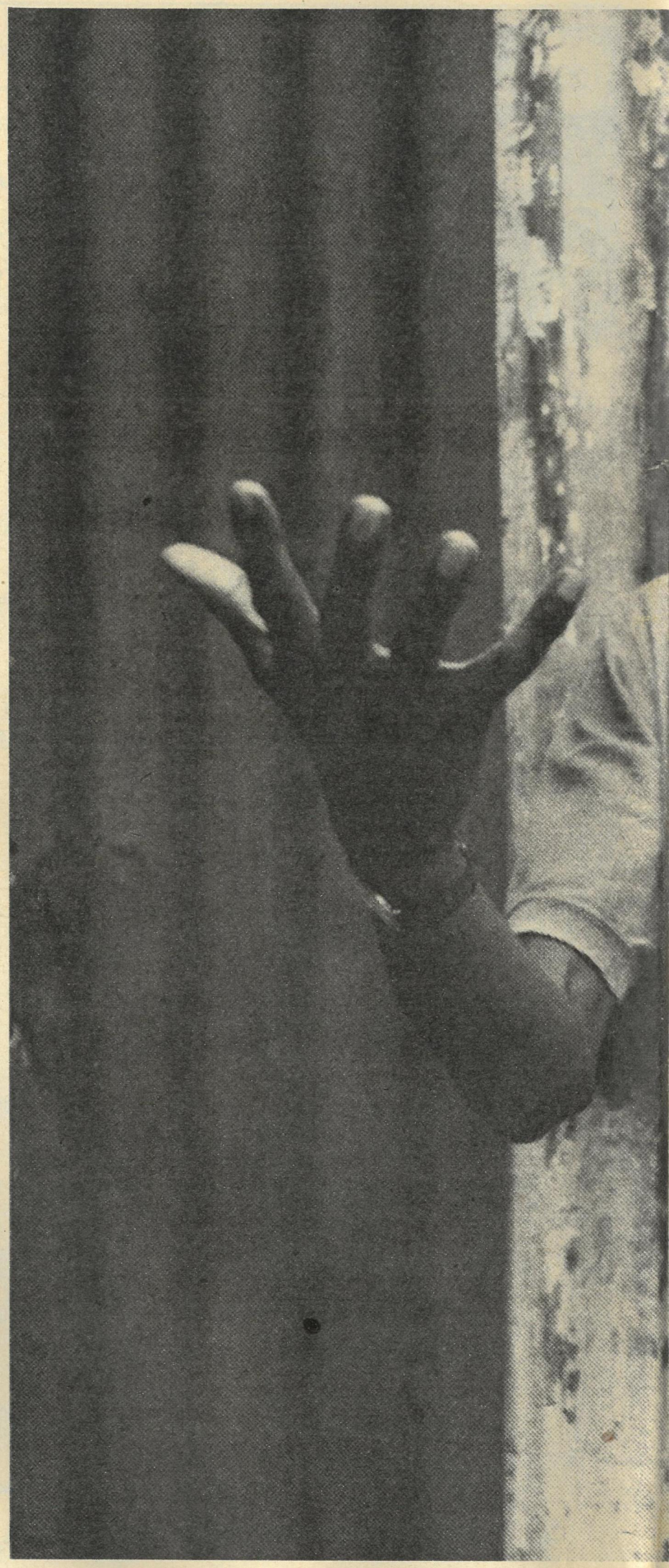


Foto: Archiv

...wo Jesus aufhörte

Beleuchtet

... im Licht Ihrer Aufmerksamkeit:

FREIE WELT **3**

Ernst Möbes, Zerbst: Das Heft entspricht meinen Vorstellungen über eine Zeitung, die sich FREIE WELT nennt. Natürlich ist es gegenwärtig eine überdimensionale Aufgabe, überall eine freie Welt zu schaffen, gekennzeichnet durch Freiheit von Hunger, Ausbeutung, Reiseeinschränkungen, Wahlfälschungen, Meinungsunterdrückung ...
Bernd Schade, Rohr: Erfreuliches steht eigentlich wenig in dieser Ausgabe. Liegt das an der spannungsgeladenen Zeit bei uns und überall?
Hannelore Bandlow, Berlin: Mit Erschütterung betrachte ich das Bild des beinamputierten Mannes mit seinem umgestürzten Rollwägelchen in KONKRET. 1956 in Moskau empörte ich mich darüber, wie menschenunwürdig man die Kriegsinvaliden behandelt. Damals hieß es, es würde daran gearbeitet, solchen Menschen das Leben zu erleichtern. Nun ist 1990! Sieht so etwa der Sozialismus aus?

Sport – ein Stiefkind?

Frank Tzschoppe, Strausberg: Mir hat die Seite gefallen über Susi Erdmann. Leider steht in Ihrer Zeitung nur sehr wenig vom Sport aus aller Welt. Schön wäre ein Sportquiz mit Reisepreisen zu Wettkämpfen!
Rolf-Peter Klein, Jena: Solche Berichte wie über die Rennschlittensportlerin müßten erweitert werden auf Schauspieler, Artisten und sogar Politiker – und nicht nur aus den östlichen Ländern!
Hildegard Jentzsch, Rossen:

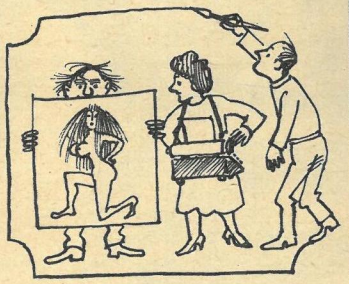
Berichte viel zu lang

18 Seiten Äthiopien
4 Seiten Wie war es?
4 Seiten Stalin
4 Seiten Katastrophen
30 Seiten für 4 Berichte

Lemke, Berlin: „Wie leben mit Angst?" – ein aktuelles Thema, das noch an Brisanz gewinnen wird!
Inge Clauder, Querfurt: Müssen wir das schreckliche Modewort „Ängste" übernehmen? Man kann etwas befürchten oder sich sorgen, doch richtige Angst wird wohl nur ein Psychopath verspüren. Haben wir davon so viele? Ich kenne jedenfalls keine.
Karl-Heinz Stengel, Saalfeld: Etwas stiefmütterlich aufgemacht wirkt der Artikel über Baku. Hier könnte man noch die historischen Wurzeln tiefgründiger beleuchten.
Ernst Anson, Jena: Eine Schwachstelle sind die Erzählungen. Meist Auszüge aus Romanen ohne eigentlichen Abschluß oder Kurzgeschichten ohne besondere Pointe.
Jutta Häser, Dessau: Mir würden bunt bebilderte Berichte aus dem Theaterbereich der DDR und der Welt gefallen, damit man den Geschmack der Menschen von heute erfährt.
Ella Schleese, Frankfurt/O.: Thema und Stil des Beitrages über Pasternak haben meinen Nerv getroffen, deshalb beiden Autoren meinen Dank.
Wolfgang Drechsler, Flöha: Kleinere Beiträge lockern auf und sprechen mich an, z. B. „Von Mädchen und Bildern".

Ahoi!

Hardy Springer, Strausberg: Allen, die laut „La Paloma" mit dem Segelschulschiff „Wilhelm Pieck" auf Kreuzfahrt gehen werden, immer eine Handbreit Wasser unterm Kiel!
Horst Spanier, Bernburg: Sie bieten interessante Aspekte zum Tourismus. Bringen Sie aber auch mehr über die Tierwelt!
Anna Britsche, Neusalza-Spremberg: Herausgefordert durch Leserstimmen zur Humorseite meine Meinung: Bitte lassen Sie diese so! Das Sammelsurium von Zitaten, Aussprüchen und Verschen ist amüsant. Den drei Humoristen meine herzliche Sympathie!



Willy Schulz, Pulsen: Mir gefällt besonders das Interview mit Prof. Badstübner. Ich bin 1946 aus englischer Gefangenschaft zurückgekehrt und hatte auf dem Dorfe nur die offizielle Version der Vereinigung von SPD und KPD zur SED erfahren.

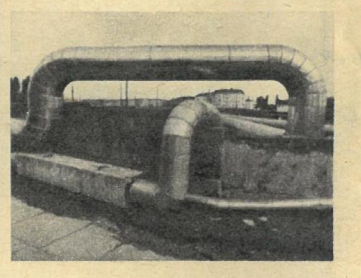
Zu diesem Interview erhielten wir zahlreiche Meinungen und Ergänzungen. Lesen Sie mehr daraus im nächsten Heft. FREIE WELT 3/90 wurde von 189 Lesern ins Kreuzfeuer genommen – herzlichen Dank! Zum Sonderpreis von 50 Mark gratulieren wir herzlich Elli Penn aus Lauchhammer.

Mal 50, mal 60

Wer mit dem Auto Grenzen überquert, sollte bedenken, daß es unterschiedliche Geschwindigkeitsbegrenzungen innerhalb von Orten geben kann:
Nicht schneller als 50 km/h gilt zum Beispiel für: DDR, BRD, Schweiz, Österreich, Italien, Niederlande, Dänemark, Schweden.
Nicht schneller als 60 km/h: Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Spanien.
Was können Sie zum FREIE WELT-Reiseklub beisteuern, liebe „Weltenbummler"? Ein Erlebnis, ein Erinnerungsfoto? Erfahrungen – gute, aber auch weniger gute? Welchen Tip möchten Sie gern an andere Reiselustige weitergeben? Schreiben Sie uns!

Hier sind sie:

Ihre Texte zum Foto aus Heft 3



Die Überreste des schwarzen Kanals
Günter Krause, Neustadt (Sachsen)

★

Blechleitung oder Leitungsblech?
Familie Weiß, Karl-Marx-Stadt

★

Kein Paradies ohne Schlange!
M. Heiden, Spantekow

Das Foto entstand unweit der Warschauer Brücke in der Berliner Rudolfstraße. Dr. Walter Streit aus Jena schickte es uns unter dem Titel „Adern der Großstadt", und 504 Leser hatte es zum Mitmachen angeregt – vielen Dank für alle Ideen! Das Beteiligungsbarometer ist gesunken – ein Alarmzeichen?

Wer schreibt uns?

Sonata Pesliakaitė, 17 Jahre alt, Interessen: Musik, Tourismus wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. Litauen, 232 022 Vilnius, Bagramiano 51-5

Ljuda Kuroschtschepowa, 21 Jahre alt, Interessen: Natur, Stricken, Fotografie, Ansichtskarten, Taschenkalender. UdSSR. 213 010 Schklow, ul. 11-Lipenja 16

Jan Kowalski, 32 Jahre alt, Interessen: Musik, Lesen, Sport, Kino, Natur, Reisen, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. Polen, 15-424 Bialystok, ul. Lipowa 34/12a

Jolanta Simanaviėieūte, 18 Jahre alt, Rajon Marijampolė, 234 500 Kazly Rūda, Maironió 11–20, Litauen

Unser Foto – Ihr Text

Wir stellen eine Aufnahme vor – Sie finden eine Bildunterschrift dazu. Ernst oder unernst, wie Sie wollen – je kürzer, um so besser. Ihre Vorschläge schicken Sie bitte bis spätestens 11. April 1990 an Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026. Drei Texte veröffentlichen wir in Heft 9/90 zum Sonderhonorar von je 20 Mark.
Kennwort: Fototext

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Peter Meißner (2), Peter Feder, Archiv; Zeichnung und Vignette: Martin Kotsch

Friß Vogel, oder stirb!

... Diese Redewendung fiel mir ein, als ich Ihren Beitrag über Äthiopien „Wer hungert, der ist noch am Leben", FREIE WELT 3/90, las. Das Bild des Knochenberges mit den Menschen darauf hat mich zutiefst erschüttert. Wir in der DDR sind nicht arm, doch kommen wir uns so vor.

K. Eichhorst, Bitterfeld

Dieser Beitrag rührt wohl an das Gewissen aller Menschen, die sich satt essen dürfen. Man wird sehr nachdenklich. Sollten wir nicht etwas mehr tun, um eine gerechte, gleichmäßige Verteilung aller Güter dieser Erde zu gewährleisten?

Bruno Winkler, Bad Pennstedt

Über wie viele Jahre haben wir in den Medien unseres Landes über das erfolgreiche Voranschreiten des Sozialismus auch auf dem schwarzen Kontinent erfahren. Äthiopien war ein Musterbeispiel. Der Bericht öffnet uns die Augen in beschämender Weise.

Wolfgang Hinz, Plauen

Panzer statt Brot

Achtzehn Seiten! Aber nach Lesebeginn konnte ich bis zum Ende nicht aufhören. Dieser Bericht ist erschütternd und beweist, daß nationale Probleme nicht durch Gewalt zu lösen sind, auch nicht nach 28 Jahren.

H. Günther, Aschersleben

Welche „Glanzleistung" der Außenpolitik und helfender „Solidarität" unserer alten Partei- und Staatsführung unter Erich Honecker, dieses arme Land ausgerechnet mit Panzern zu unterstützen! Welcher Gegensatz zwischen Wort und Tat!

Manfred Keutel, Berlin

Wir geben Geld für diese Hungernden und ankommen tun dort Panzer. So kann man keine Solidarität in den Menschen wecken.

Peter Spitzner, Apolda

Solidarität passé?

Ganze 18 Seiten über Äthiopien, das ging mir über die Hutschnur. Es gibt schließlich noch andere interessante Länder.

Christa Köpke, Bernburg

Äthiopien, ein Land, das zur Zeit der DDR-Wende keinen Menschen interessiert. Wir wissen alle nicht, wie es weitergeht, und da soll ich mir noch Sorgen um andere machen?

E. Beyer, Leipzig

Viele haben nur noch Augen für ein einziges Land und eine einzige Währung. Solidarität, was ist das für uns noch? Welch trauriges Resümee menschlicher Entwicklung! Auf der anderen Seite sehe ich, was bei uns an Nahrungsmitteln weggeworfen oder an Tiere verfüttert wird. Hier sollte endlich ein sinnvoller Subventionsabbau erfolgen.

Andreas Wohland, Zwickau

Wie groß sind doch die Unterschiede auf ein und demselben Planeten! Leben wir nicht im Überfluß? Sollte der Solidaritätsgedanke nicht neu belebt werden?

D. Schwarz, Frankfurt/O.

Gegenansicht

Der Bericht ist nicht nur oberflächlich und unsachlich, sondern tendenziös, vom Haß auf die Politik Mengistus geprägt. Wir haben von 1986 bis 1988 in diesem Land gelebt und gearbeitet. Um die wirklichen Ursachen für die derzeitige Lage einschätzen zu können, muß man Mentalität und Traditionen des äthiopischen Volkes kennen: Das Hungerproblem könnte z. B. durch den Anbau anderer Getreidearten als des uneffektiven Teff in seinen Dimensionen eingeschränkt werden; die Dürrekatastrophen würden in ihrem Ausmaß gemildert, könnte man die äthiopischen Frauen dazu bewegen, anstelle des Abschlagens der in mühevoller Aufforstungsarbeit gepflanzten Bäume die von der Regierung angebotenen anderen Brennstoffe zu verwenden. Artikel dieser Art nützen dem äthiopischen Volk nicht!

Dr. Ursula und Heinz Röder, Radeberg

Im Kreuzfeuer

Heft 6/90

Ihr Urteil ist uns wichtig, liebe Leser. Mehr denn je! Die Ausgabe, die Sie gerade in Händen halten, steht zur Debatte. Welches Bild, welcher Text, welches Thema spricht Sie besonders an? Was erregt Ihr Mißfallen, stößt auf Ihren Widerspruch? Welche Fragen bleiben offen?

Bitte schreiben Sie bis zum 11. April 1990 an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Jede Veröffentlichung wird honoriert. Zusätzlich verlosen wir unter allen Einsendern 1 × 50 M. Gewinner in unserem Heft 9/90.

Kennwort: Kreuzfeuer

36 000 Reisescheckbewerber

Das Los entschied über die INTOURIST-Reiseschecks 1 bis 3. Die Gewinner heißen:

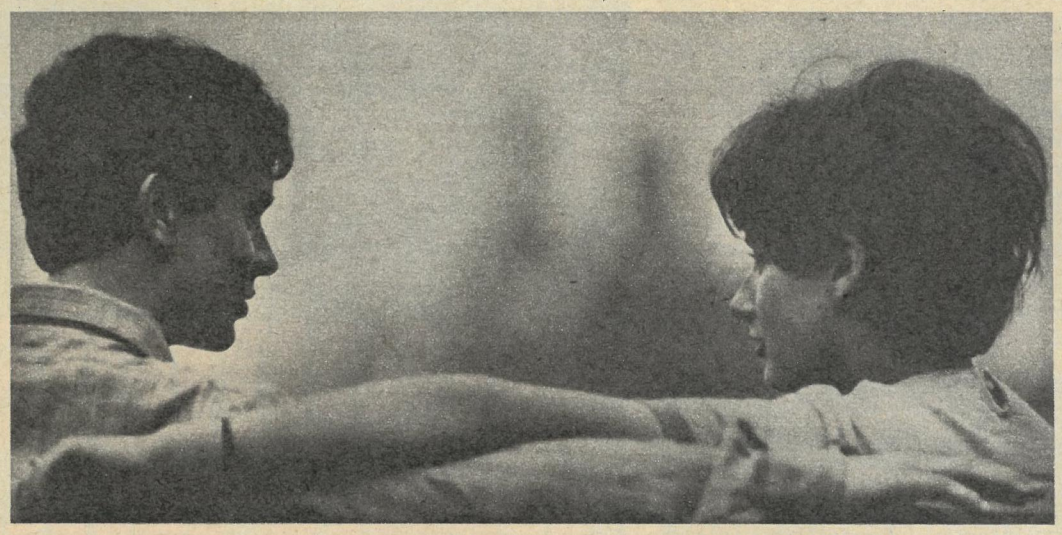
1. Hans-Jürgen Hoth, Eberswalde-Finow;
2. Andrea Fippel, Wüstenbrand;
3. D. Hielscher, Hoyerswerda.

Scheidungen

? Mich interessiert, wie hoch die Scheidungsrate in der UdSSR ist und was die eigentlichen Gründe sind.

Ute Hübner, Frankfurt/Oder

! Jedes Jahr werden in der Sowjetunion rund 2,7 Millionen Ehen geschlossen, aber auch 0,9 Millionen Scheidungen registriert. Dies heißt nun aber nicht, daß jede dritte sowjetische Ehe zerbricht. Der Scheidungskoeffizient von 1:3 muß im Verhältnis zur Gesamtzahl der sowjetischen Ehen gesehen werden. Laut Statistik gibt es in der UdSSR über 72 Millionen Familien und die Tendenz ist weiter steigend. In den letzten Jahren ist auch ein Anstieg der Zweitehen zu beobachten; etwa eine Million Männer und Frauen gehen jährlich – nach Scheidung oder Tod des Ehegatten – eine zweite Ehe ein. Wenn die Scheidungsrate in der UdSSR auch nur bei 1,4 Prozent liegt, so verlieren doch jährlich mehr als 700 000 Kinder unter 18 Jahren durch die Scheidung ihrer Eltern Vater oder Mutter. Manchmal wird die Stabilität der alten, patriarchalischen Familie gepriesen. Doch Vergleiche hinken schon deshalb, weil vor der Oktoberrevolution in Rußland Scheidungen vom Gesetz stark eingeschränkt waren und sich Frauen und Kinder in direkter ökonomischer Abhängigkeit vom Familienoberhaupt befanden. Nach dem zweiten Weltkrieg waren Ehe und auch Scheidung stark vom gestörten zahlenmäßigen Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern beeinflußt. Die Gründe für Scheidungen sind vielfältig. Häufig ist es der Alkohol. Doch läßt sich nicht immer eindeutig entscheiden, wo die Ursachen liegen. Klappt es zu Hause nicht, weil der Mensch trinkt? Oder trinkt er, weil es zu Hause nicht klappt? Ein weiterer Grund ergibt sich aus der Überbelastung der berufstätigen Frau. Materiell unabhängiger, oft höher gebildet und in ihrer Arbeit geachtet und anerkannt, stellt die Frau auch höhere Anforderungen an die Beziehungen innerhalb der Familie, fordert ein gleiches geistiges Anspruchsniveau von ihrem Partner. Daraus resultiert nicht zuletzt, daß die Initiative zur Scheidung in der UdSSR zumeist von den Frauen ausgeht. Bedenkt man ferner, daß zum Beispiel in Moskau nur jedes vierte junge Paar eine eigene Wohnung hat, die meisten aber mit Eltern bzw. Schwiegereltern zusammenwohnen, ergibt sich daraus weiterer Zündstoff für Auseinandersetzungen.



Individualdistanz in der Ehe
Nähe und Abstand – wo sind die Grenzen?

Künstliche Erschwernisse für die Scheidung würden jedoch nur zur Angst vor der Ehe führen, nicht zu ihrer Stabilisierung. Man muß nicht gegen die Scheidung an sich kämpfen, sondern vielmehr die Ehen lebensfähiger machen. Dabei spielt nicht zuletzt das Niveau der moralischen und ästhetischen Kultur des Menschen, das Gefühl seiner sozialen Verantwortlichkeit eine wichtige Rolle.

Adi Kodym

Himmelswächter über Moskau

Ein Mann drückt die Tasten, und auf dem Bildschirm erscheint eine farbige Karte. Sie zeigt die sowjetische Hauptstadt, aufgenommen aus dem Kosmos. Ins Auge springen die roten Farbtöne. Dort, wo sie sich ballen, ist die Umwelt stark belastet, sagt Dr. Julian Nowikow vom Staatlichen Komitee für Hydrologie und Meteorologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Er antwortet auf Fragen von N. Kusnezow und W. Kutscherenko, Reportern der Moskauer Abendzeitung „Wetschernaja Moskwa".

Was können Sie mit dem Satelliten alles feststellen?

Mit ihm verfolgen wir ständig die ökologische Lage auf dem Territorium unseres Landes, darunter auch in Moskau. Die Daten informieren uns, welche Veränderungen in Natur und Umwelt durch menschliche Tätigkeit vor sich gehen. Wir erkennen, welcher Schaden zugefügt wird. Und wenn ja, in welchem Ausmaß. Unser System benötigt für die Informationsverarbeitung ungefähr eine Stunde.

Wie sieht die ökologische Lage in der Hauptstadt nun aus?

In diesem Jahr haben wir eine Karte der Verschmutzung der Atmosphäre über Moskau zusammengestellt. In ihr ist beispielsweise die ständige Verunreinigung des Wassers der Moskwa zu erkennen. Die konkreten Gründe werden ermittelt: qualmende Fabrikschlote, Schornsteine von Kraftwerken oder Auspuffgase des Autoverkehrs. Sehen Sie die roten Linien des Sadowoje Kolzo (Gartenring)

1 – Gorkistraße
2 – Sadowoje Kolzo
3 – Lichatschow-Werk
4 – Moskwa

und bei den Hauptstraßen? An den Ampeln sind sie zu großen Knoten verschlungen. Die Anordnung der Ampeln bringt zwar Sicherheit im Straßenverkehr, doch aus ökologischer Sicht muß ihre Aufstellung gründlicher durchdacht werden: Denn Dutzende sich an Ampeln stauende Fahrzeuge belasten diese Orte nicht weniger als Fabrik-

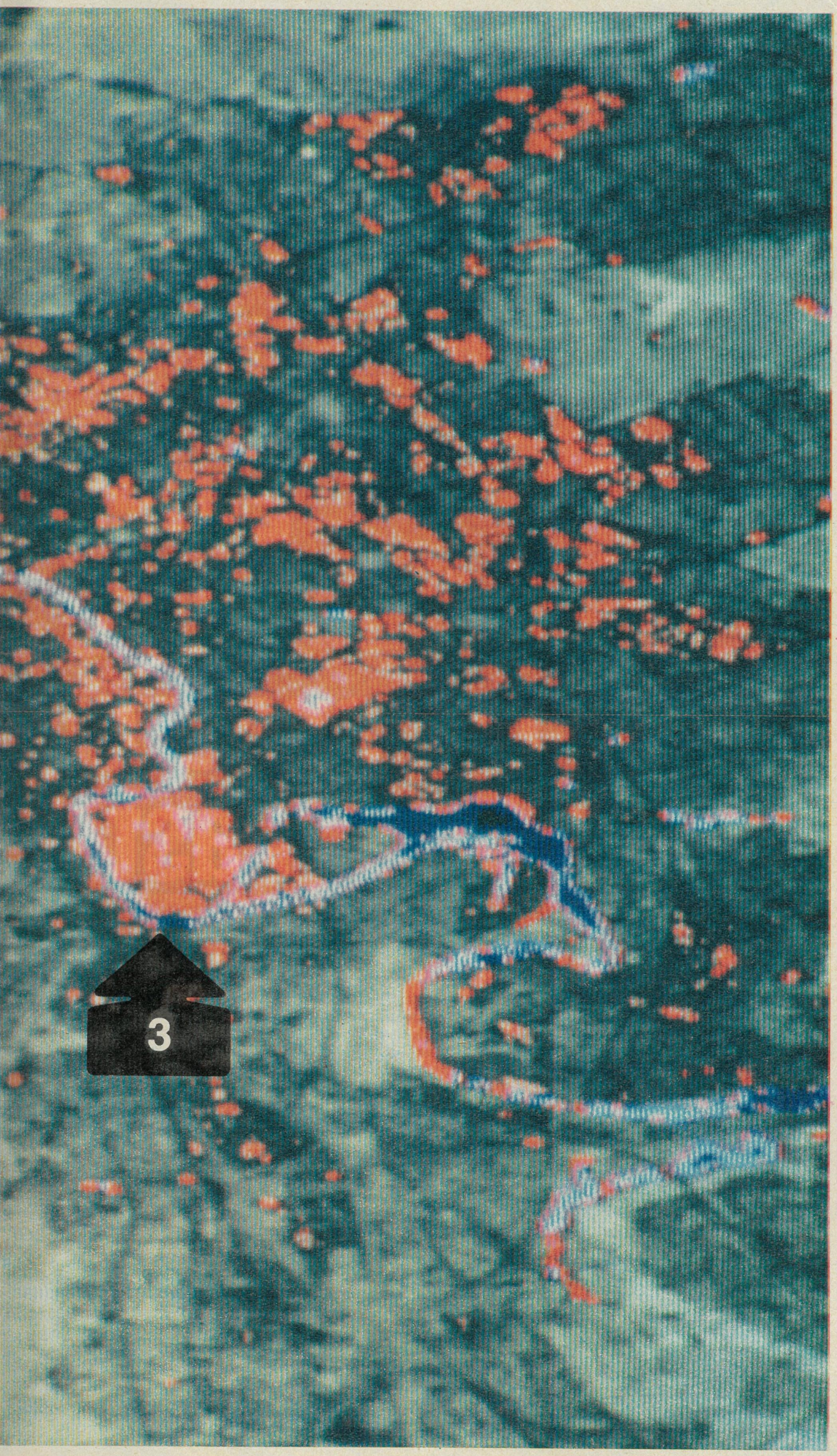


Foto: W. Gerdo

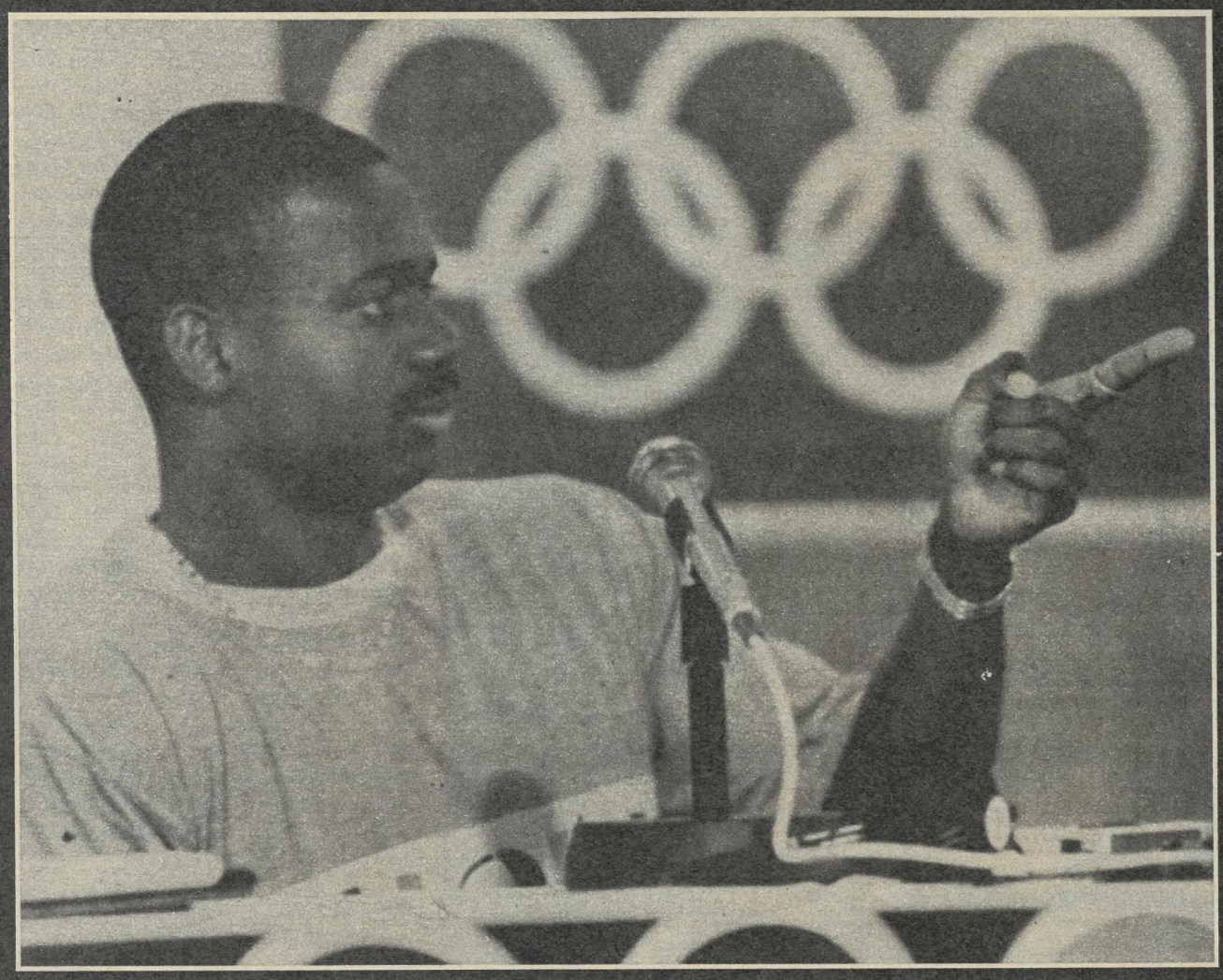
schlote. Sehen Sie die verstreuten Grünfleckchen, die sich wie Seifenschaum auf einer Fliesenwand verteilen? Der Satellit registriert den durch die Industrieabgase sterbenden Wald in den Parks von Kuskowo, in Sokolniki und Ismailowo. Sehr verschmutzt sind die Rayons Ljublinski, Perowski, Perwomaiski. Schauen Sie auf diese rote Geschwulst im Flußbogen der Moskwa – das ist das SIL-Werk „Lichatschow". Nicht besser ist es um das Moskwitsch-Werk oder das Werk „Serp i Molot" bestellt. Äußerst kompliziert ist die Lage in Kapotnja. Bis hierher ist die Moskwa mit Blau gekennzeichnet, weiter stromabwärts jedoch sattrot. Der Satellit registriert eine sprunghafte Verschmutzung des Flußwassers. Von dort werden die Rauchwolken einer Gießerei durch den Wind in die Stadtbezirke Bretejewa und Orechowa-Borissowka getragen. In den Moskauer Vorstädten ist es nicht viel günstiger. Ich empfehle den Hauptstädtern, zur Erholung 50 bis 60 Kilometer vor die Stadt zu fahren. Dabei wären die belorussische und Kiewer Richtung zu bevorzugen.

Kein sehr freundliches Bild, offen gesagt. Wer bekommt die Daten?

Die Daten gehen ins Exekutivkomitee des Moskauer Stadtsowjets, auch an die Städtebauer, Mediziner, in die verschiedenen Verwaltungen. Unsere Karte wird für den Entwicklungsplan von Moskau bis zum Jahr 2010 genutzt, für die Einteilung künftiger Genesungszonen und die Festlegung naturschützender Maßnahmen. Ich denke, daß sich die Zusammenarbeit unseres Komitees mit den Instanzen der Stadt noch vertiefen wird, denn das kosmische System funktioniert am besten in Kombination mit irdischen Beobachtungen, die dieses operativ und präzise steuern können. Wir sind bereit, auch mit allen anderen interessierten Organisationen zu kooperieren.

Wie sehen Sie die Entwicklungsperspektiven des kosmischen Beobachtungssystems?

Vor allen Dingen ist geplant, die Satelliten mit einer Apparatur auszurüsten, die ein höheres Auflösungsvermögen hat. Ihre Ausstattung mit empfindlichen Geräten ermöglicht es, die Energieaufwendungen zu kontrollieren, Verschwendungen an Wärmeverbrauch aufzudecken. Die Ausrüstung mit neuen Spektrometern wird nicht nur die chemische Zusammensetzung der Atmosphäre über der Stadt insgesamt, sondern auch über den einzelnen Rayons analysieren. Bisher müssen diese Beobachtungen auf der Erde vorgenommen werden. Wir rechnen weiter damit, einen Satelliten auf eine geostationäre Umlaufbahn bringen zu können, der ständig über der Stadt „hängt".



Der kanadische Sprinter Ben Johnson, ehemals schnellster Mensch der Welt, befindet sich auf dem Wege der Rückkunft. Er will wiederkriegen, was er verlor. Und er verlor alles: Weltmeistertitel, Olympiasieg, vier Weltrekorde. Als „populärster" Dopingsünder der Gegenwart hat er jetzt etwas gemacht, was ihm niemand zutraute: Er legte ein Geständnis ab. Es war die Beichte einer Sünde, die als „nackte Tatsache" eigentlich die Medizin bereits hätte aufdecken müssen.

Einer trage der anderen Last...

Genaugenommen hat Johnson schon zweimal jene sportliche Landschaft verändert, in der er zum Goliath aufstieg wie auch zum Wichtel verkümmerte. Dereinst lag man dem als „menschliche Kanonenkugel" und „Big Ben" apostrophierten schnellsten Erdenbürger pietätvoll zu Füßen: In Rom war er die 100 m in 9,83 s gerannt, in Sòul wurde er mit 9,79 s gestoppt – zuerst als Weltmeister, dann als Olympiasieger, beide Male vor Carl Lewis. In Sòul des Dopings überführt, disqualifiziert und mit dem Kainsmal des Betrügers und Nestbeschmutzers aus der Stadt geekelt, versank er in einem Faß ohne Halt und ohne Boden. Mittlerweile sind sein Name und seine Leistungen aus den Statistiken des Weltsports wie Kehricht herausgefegt worden.

Von ein und derselben Person vollzogen, haben die Thronfolgen bereits stattgefunden. Im nachhinein wurde „Carl der Große" Lewis Weltmeister 1987 und Olympiasieger 1988, zum ersten Mal in seiner schillernden Karriere auch Weltrekordler. Er wollte schon immer schneller sein als Jim Hines zwei Jahrzehnte zuvor oder später dann sein Zeitgenosse und Antipode Calvin Smith. Aber der ehrenwerte Vorsatz, so etwas immer nur „unten" und nicht in der bevorteilenden Höhenluft von Mexiko-Stadt oder Colorado Springs zu versuchen, hatte sich für ihn nie ausgezahlt. Nun ist er dennoch am Ziel seiner Sehnsüchte angelangt: Mit 9,92 s Zweitplazierter, bescherte ihm Sòul '88 als Zutat zum Gold auch den Weltrekord. Es wäre ungerecht zu sagen, am grünen Tisch.

Am „grünen Tisch" oder nobler ausgedrückt auf Beschluß des in Tokio tagenden IAAF-Councils ist Johnson noch zwei andere Weltrekorde losgeworden, und zwar die beiden in der Halle: 50 m in 5,55, 60 m in 6,41 Sekunden. Im Zuge dieser leidigen Aufräumarbeit mußte eine antike sportliche Kostbarkeit wieder hervorgekramt und entstaubt werden. Am 4. Februar 1973 war der heute 42jährige Manfred Kokot in der Berliner Dynamo-Halle die 50 m in 5,61 s gelaufen. Mit dieser Zeit hat er jetzt und von neuem gemeinschaftlich mit dem US-Amerikaner James Sanford (1981) zum zweiten Mal auf dem Weltrekordthron Platz genommen.

Wie reimt sich das alles zusammen? Ist es erinnerlich nicht so, daß man Ben Johnson bisher nur bei der Dopingkontrolle von Sòul '88 keine Absolution erteilte? War in seinem Titanenjahr 1987 in Ottawa und Indianapolis und Rom nun plötzlich doch nicht alles okay? Haben hier wie dort die auf diesem glissanten Terrain, wie beteuert, so standsicheren Mediziner was übersehen? Oder einen Fehler gemacht, vielleicht im Labor, im Bereich der Prozedur? Oder war es mit der wissenschaftlichen Akkuratesse nicht weit her? Oder wurde mit den Augen gezwinkert? Ist es nicht komisch, daß der Kanadier drei Jahre lang wohlgelittener Weltmeister und dreifacher Weltrekordler war und nun, praktisch von heute auf morgen, nicht mal eine Winzigkeit von dieser Glorie mehr hat und alle seine Meriten verscharrt worden sind?

Nach dem in Sòul unanfechtbaren Richtigkeitsnachweis, leistungsfördernde und eben auch verbotene Substanzen eingenommen zu haben, hatte Ben Johnson immer wieder seine Unschuld beteuert, dann aber feststellen und einsehen müssen, daß seine schwanenweiße Weste nie weiß war und er, nun in Bredouille geraten, sie auch nicht weiß einfärben konnte. Um seinen Seelenfrieden wiederherzustellen, legte er ein Geständnis ab. Er habe eigentlich schon immer solcherart verbotene Pillen geschluckt, nun sei er froh, „daß alles raus ist, ja sogar, daß ich in Sòul ertappt worden bin und unter der leichter gewordenen Last meines Schuldgefühls allen jungen Leuten, die mal etwas werden wollen im Sport, raten kann, sie mögen sich an dem, was für mich ein für allemal Vergangenheit ist, nie ein Beispiel nehmen."

Es gibt eine Menge penibel geführter Protokolle über Johnsons Aussagen zu „seinem Fall". Daß er sich bei den Anhörungen nicht auf die Hinterbeine stellte oder die ganze verkorkste Geschichte seines bisherigen Sportlerlebens zu einem Kavaliersdelikt verniedlichte, machte ihn direkt sympathisch. In den präzis vorbereiteten und geführten Fragegesprächen antwortete er ohne Umschweife, ohne Wenn und Aber kurz und bündig: „Yes", „Yes, Sir", „Yes, I did" – wenn's um seine Schuld ging.

Am Schluß einer Befragung durch den Rechtsvertreter der Untersuchungsgruppe, Robert Armstrong, hat Johnson ein paar für seine Zukunft wichtige Antworten gegeben. Nimmt er sich vor, fortan auf jeglichen Gebrauch von Steroiden oder anderen verbotenen Substanzen zu verzichten? „Yes, Sir." Ist es richtig, daß er wieder laufen will? „I'll be back." Möchte er 1992 ins olympische Barcelona? „Yes, Sir." Und wenn er die Chance erhält, wieder zu laufen, für wen? „I want zu represent my own country, Canada." Die Chance hat er, vielleicht schon ab kommenden Herbst, wenn die zwei Jahre Karenzzeit seit Olym-

pia '88 abgelaufen sind. Ist ihm solches Glück beschieden, will Johnson – möglicherweise bereits bei den nächstjährigen Weltmeisterschaften – beweisen, „daß ich auch ohne Doping so schnell laufen kann wie zuvor". Er habe das Gefühl, schon jetzt die 100 m in 9,90 s sprinten zu können – was Weltrekord wäre. Mit derartigen Empfindungen ist er wieder ganz der alte.

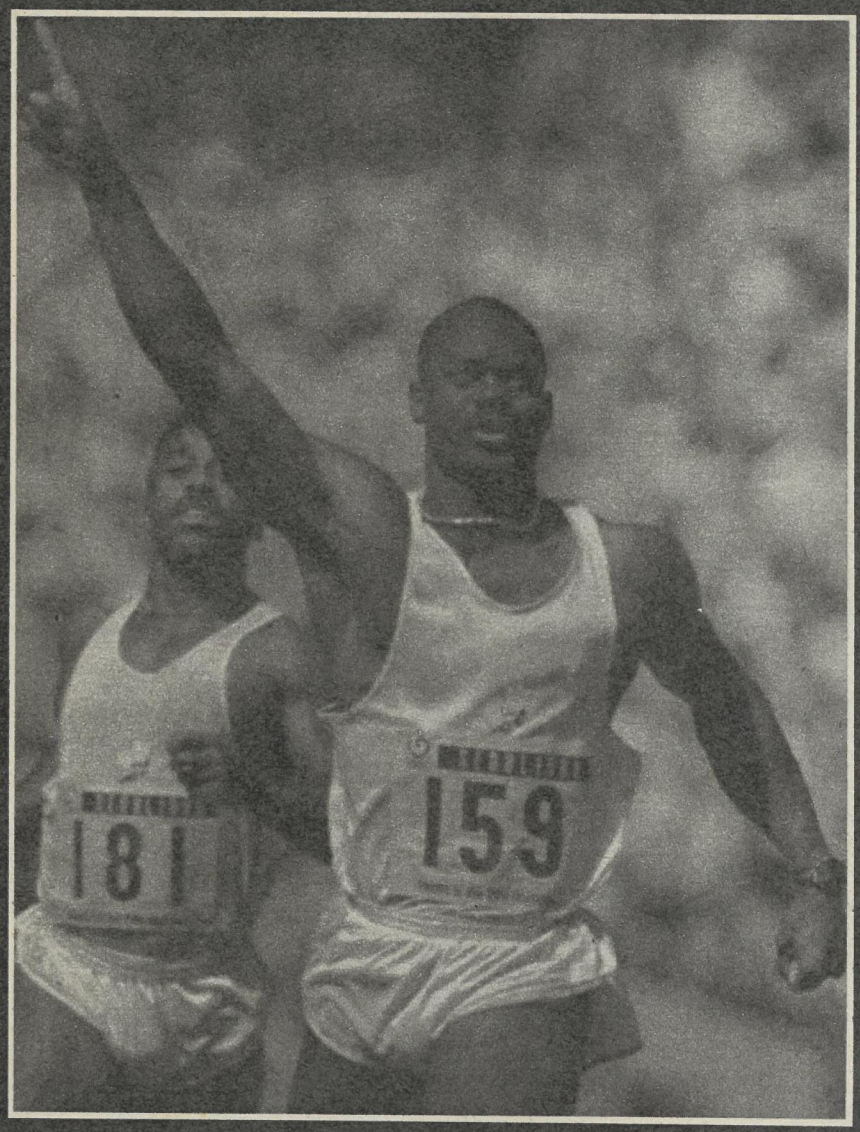
Außer dem zweifelsfreien Fall Sòul gibt es nichts mehr, was an Johnsons bisherigem „Innenleben" nachträglich untersucht werden könnte. Zwischen den negativen Befunden während des Glanzjahres 1987 und seinen nunmehrigen Geständnissen hat sich die Frage nicht nur nach der Glaubwürdigkeit mancher Dopingkontrollen, sondern auch nach der Integrität einiger anderer Weltrekorde aufgedrängt. Ein bißchen traurig macht's schon, wenn böse Zungen behaupten, es gebe ein paar gigantische Leistungen, die angesichts des neuerdings generalangriffsartigen Kampfes gegen die Droge kaum mehr zu über- oder zu unterbieten sind. Wenn Johnson jetzt zugab, schon damals kein Engel gewesen zu sein, hätte man seinen Sünden auch medizinisch allemal auf die Spur kommen können. Dieser Meinung fügen Experten hinzu, die Wissenschaft sei bereits zu jener Zeit in der Lage gewesen, Johnson nicht durchs Netz huschen zu lassen.

Was blieb, war seine Beichte, und diese reichte aus, ihm alles abzuerkennen, was er bislang geleistet hat. Dem lag der IAAF-Beschluß zu Grunde, auch im Falle von Geständnissen nachträglich Disqualifikationen auszusprechen. Das Council-Mitglied Prof. Dr. Georg Wieczisk (DDR) sprach von einer moralischen Konsequenz: „Regeln zum Doping, so unnachsichtig sie sich auch ausnehmen, sind humane Regeln. Wer sie mißachtet, verstößt gegen die Prinzipien der Gesunderhaltung und Chancengleichheit der Athleten. Wir haben es hier nicht nur mit einer sportlichen Rechtsbeugung, sondern vor allem auch mit einer moralischen und menschlichen Kategorie zu tun. Der Sport nimmt großen Schaden, er geht sogar kaputt, wenn wir dann und wann mal mit den Augen zwinkern."

Erwischt und auch noch geständig, erscheine Johnson zu Unrecht als alleiniger Musterfall eines Missetäters, sagt Prof. Dr. Wieczisk, „und im Zuge der Vermarktung des Falles wurde sein Abstieg zum Aufstieg eines anderen in den siebten Himmel – Lewis". Der Leipziger Arzt Prof. Dr. Hermann Buhl bezeichnet Johnson als „Atlas des Leistungssports". Was zum Wortspiel verführt: Einer trage (auch) der anderen Last…

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: ADN-Zentralbild (2), Archiv



Meister Bockert vom Don

Wer einen so hellhörigen Gesellen wie „Castor fiber“ zu Gesicht bekommen möchte, der muß sich anschleichen nach Indianerart… Auf die gespreizten Hände und Füße niederlassen, vor jeder Regung mit Zehen und Fingerspitzen den Boden abtastend, damit ja kein Ästchen knackt (siehe „Winnetou“, Band I–III)…

„Was soll der Unfug?“ – Stimme des Fotografen, der sich für Erzählerfreude à la Karl May nicht erwärmen kann; dem optischen Dokument verpflichtet, besteht er auch textlich auf exakter Information. Schade um die schöne Story! Nun gut, geben wir der dürren Wahrheit die Ehre:

Biber und echter Urwald sind nicht zusammenzubringen in einem Motiv. Das mit viel Mühe in freier Landschaft porträtierte Exemplar ist als Farmbewohner nur der Stellvertreter seiner am Flüßchen Usmanka hausenden Vettern. Denen aufzulauern mit der Kamera, das wäre ein vergebliches Unternehmen; sie verschlafen den lieben langen Tag, gehen nachts zu Tisch und verschwinden wieder, wenn der Morgenhimmel sich rötet.

Medienfreundliche Aushilfe leistet ein Biber aus dem Zuchtgehege. Als „Biotop“ bei Mittagslicht dient eine sumpfige Senke in der Nähe der Versuchsfarm; natürliche Erdhänge erschweren eigenmächtiges Entfernen des Akteurs. Der, auf der Pritsche eines Geländewagens angereist, verläßt ohne Nachhilfe seine Transportkiste, begibt sich watschelnd und rudernd ins Röhricht, kostet hier von jungem Laub, zerknautscht dort eine saftige Wurzelknolle. Scheint nicht unzufrieden mit dem Ausflug – wenn nur eben der Bildmann nicht wäre! In Gummihosen bis unter die Achsel stiefelt dieser dem stattlichen Nager hinterher, sucht ihn aus kühlem Dämmer in die grelle Sonne zu scheuchen – kurz, macht sich nach Kräften unbeliebt.

Zunächst eine Vorwarnung. Der Biber (oder ist es eine Biberin?) setzt den Breitschwanz wie eine Hockeykelle an, duscht mit zwei, drei kurzen Schlägen Lichtbildner und Objektiv. Ohne Erfolg, die Zudringlichkeiten lassen nicht nach… Da geht ein Paar meißelstarker Schneidezähne zum Angriff über – halb symbolische Drohung, halb ernsthafter Beißversuch gegen ein Gummibein. So bestreitet der Fotograf die nächste Runde im Rückwärtsgang. Respekt vor Kaumuskeln, die einen Eichenstamm zu feinen Spänen zerschleißen (etwa tausend Zubisse für ein einziges Kilo Holz)! Wenn ein ärgerlicher Biber erst einmal zupackt, öffnet er die Zange nur, um ein Stück weiterzugreifen. Was ein Muster wie beim Reißverschluß ergibt.

Farmleiter Wladimir Lawrow hat damit nur selten Bekanntschaft machen müssen. Seinem Vater, einem berühmten Biberforscher und Zuchtpraktiker, sowie der Mutter, die als Vorgängerin ihres Sohnes die Farm betreute, hat er frühzeitig abgesehen, wie Biber zu handhaben sind… Und demonstriert's auf der Stelle! Mit zwei, drei Schritten ist er in der Kuhle, packt den vierbeinigen Fotostar bei je einer Vorder- und Hinterpfote und befördert ihn – hastdunichtgesehen – mit Schwung wieder in die Reisekiste. Ungebraucht im Gras bleibt das auf einen Metallring gespannte, mit langem Stiel versehene Fangnetz.

Ein erwachsenes Tier der rezenten, in der Erdgegenwart lebenden Biber Eurasiens bringt es auf ein Gewicht bis 30 kg; Körperlänge maximal 130 cm, wobei etwa 30 cm auf die Schwanzkelle entfallen. Biberartige Lebewesen besiedelten vor dreißig Millionen Jahren die Kontinente der Alten und der Neuen Welt; versteinerte Überreste zeigen sowohl unscheinbare Winzlinge als auch Riesenformen, die an Menschengröße heranreichten.

Schon zu alten Zeiten erregte der Biber durch seinen „Verstand“ und ausgeprägten Gemeinsinn das Erstaunen der Menschen. Antike Weltbetrachter wie Aristoteles und Plinius würdigten ihn ihrer Aufmerksamkeit; bei den Deutschen des Mittelalters galt „Meister Bockert“ als Zunftgenosse der

Auf der Biberfarm: Einsteigen zur wöchentlichen Gewichtskontrolle

Im mittleren Zuflußbereich des russischen Stromes, zu Gast im Woronesher Naturschutzgebiet, folgten Hans Frosch (Text) und Detlef Christel (Fotos) den Spuren der Biber durch Röhricht und Auenwald

Meister Bockert vom Don

Zimmerer; Indianer im nördlichen Kanada nannten ihn „kleiner Bruder“ – überzeugt, daß er Menschensprache verstehe, sich aber hüte, mit denen, die seinesgleichen so eifrig verfolgten, ein Wort zu wechseln.
Rätselhaft noch heute gewisse Spielregeln im Gemeinschaftsleben der Biber und dabei die weitgefächerte „Verhaltensbreite“: Im gleichen Revier legt eine Sippe Wintervorräte an, die Nachbarn kommen ganz ohne aus; an einer Stelle besucht man sich freundschaftlich in den Wohnungen, an anderer gibt es eine erbitterte Beißerei, wenn Angehörige verschiedener Familien einander nur im Gelände spüren; an Staudämmen arbeiten Gruppen, meist unter Anleitung eines älteren Weibchens, das schwierige Werk

Mitte: Dentistisches – Korrektur am Zahnschmelz. Unten: Biberkegel – Werk der Nagezähne. Rechts: „Fehlprojektiert“ – verlassener Damm am sogenannten Biberteich.

Meister Bockert vom Don

aber, einen starken Baum zu fällen, unternimmt stets ein Biber allein (wegen der Gefahr? Gar nicht so selten werden Biber von stürzenden Stämmen erschlagen).
Aufzuräumen gilt es mit einer zählebigen Legende... Noch heute wird manchmal der Biber auf Zeichnungen mit einem Fisch in den Zähnen dargestellt. Tatsache ist aber, daß Biber reine Pflanzenfresser sind, die bei Mangel an Gebüsch und Laub sogar die Rinde von Nadelbäumen abschälen. Solche „Zukost" wie Insekten, Schnekken oder Würmer gerät nur nebenbei mit dem Kraut vom Lande, aus dem Wasser in Bibermägen.
Neue Szene. Für uns Schaugäste heißt es – Umsteigen in den Kahn! Das hat seine Vorgeschichte. Einmal schon, bei winterlicher Stippvisite im Reservat, stand ich vor dem im Eis eingefrorenen Flachborder. Dachte: ‚Sommer müßte sein. Hinausfahren dürfen, um die Schilfecke herum in den Märchenwald an der Usmanka...' Jetzt, Jahre danach, kaum glaublich, aber wahr: Ich sitze im Heck eben dieses Kahns, tauche behutsam das Kurzpaddel ein, um die Stille nicht zu zerbrechen, die über dem Flüßchen, seinen grün belaubten Ufergalerien, den Seerosenbeeten im reglosen Röhricht ruht.
Immer schmaler wird vor dem Bug der Pfad freien Wassers... Dann am Rande einer Bucht kommt die Biberburg in Sicht. Enttäuschend ihr bloßer Anblick, ein hoher lehmbrauner Kegel wie ein nachlässig hingesetzter Backofen. Und: Nichts regt sich... Das allerdings kann uns weder betrüben noch überraschen; denn aus Djoshins und Safonows großartiger Monographie über Biber wissen wir, daß die Insassen des Gemäuers (an dem sich zu Winterszeiten der Wolf die Pfoten wundkratzt), noch tief im Schlafe liegen. Wer wollte, könnte sich per Ohr von ihrem Wohlbefinden überzeugen... Die Verdauung reichlicher Pflanzenkost geht nicht ohne geräuschvolles Echo ab.
Am Nachmittag hört man schon das ungeduldige Quietschen der Jungen, doch erst bei Sonnenuntergang schiebt der Wächter der Gesellschaft Nase und Augenpaar verstohlen über den Wasserspiegel. Dabei hat ein gesunder, voll ausgewachsener Biber kaum Feinde zu fürchten. Fischotter, Fuchs und Marderhund halten sich an weniger wehrhafte Beute als einen Biber, den sie etwa auf dem Lande überraschen. Anders mit den drollig-rundlichen Jungbibern. Denen lauern auch Greifvögel auf – wie der Habicht, der auf einem Stubben nahe der Burg Ansitz bezieht; vielleicht aber ist unten ein bemooster Haupthecht erfolgreicher.
Weiter zu Fuß, durch lichten, von Beerensträuchern und Haselnußgebüsch unterwachsenen Laubwald. Ziel: ein Bachlauf mit angestautem „Biberteich". Man lernt das Staunen vor dem durch Tiere errichteten Damm. Leicht geschwungen, schlank und auf der Rückseite exakt verarbeitet, wirkt er – bei anderthalb Meter Stauhöhe – wie gegen die Wassermasse gelehntes Flechtwerk. Und doch trägt seine Krone bequem 85 kg Mensch.
Der Füllstand reicht bis zum oberen Rand, was dem Heger sagt, daß es sich um ein besiedeltes Revier handelt; die Biber halten den Pegel stets über dem verborgenen Einschlupf zu ihrer Höhle. Im Herbst wird der Teich voll Laub und junge Stämme gepackt – Nahrungsvorrat der Sippe. Wie es heißt, senken die Nager, die keinen Winterschlaf kennen, unter der Eisdecke das Wasser etwas ab, um bequemer ans „Eingeweckte" zu kommen.
Ganz anders der Anblick einer zweiten Abdämmung. Nur ein kurzer Wall zwischen nahen Böschungen – aber total vernachlässigt. Wasser plätschert über die halbfertige „Investruine", Knüppel kreuz und quer im Bachbett... Warum blieb der Bau unvollendet? Der Begleiter weist uns die Ursache: Man hatte übersehen, daß die Wurzeln der ufernächsten Baumgruppe tief ausgehöhlt waren (vermutlich der „Kobel" eines Vormieters), und so

Je nach Topographie des Wohngewässers werden verschiedene Typen von Behausungen durch Biber errichtet: Erdhöhlen im Uferhang, deren Eingangsröhren stets unter Wasser münden, wie auch oberirdische, mit Lehm und Pflanzenstengeln vermörtelte „Knüppelburgen". Seltener sind „Kobel", ausgehöhlte Wurzelstubben zum Beispiel einer großen Weide oder Erle. Wo starke Hochwasser auftreten, findet man die aus zwei Etagen bestehende „Halbburg", einen Erdbau mit aufgesetztem Zufluchtskegel.

Die Untersuchung bewohnter Biberbauten ergab, daß ihre Besitzer friedlich mit allerlei „Untermietern" zusammenleben. So legen Hornissen und Erdhummeln nicht selten Nester in Biberwohnungen an; Dutzende Kreuzottern, dazu Glattnattern und Blindschleichen wurden festgestellt. Mäuse verschiedener Arten vermehren sich in den Gängen, wohin ihnen Nerz und Iltis folgen. Sogar die Sumpfschildkröte findet zuweilen bei Bibern Quartier.

brach das steigende Wasser durch die Höhlung, ein „Umgehungstunnel" entstand. Die kunstfertigen Handwerker hätten den Schaden mit geringem Aufwand beheben können. Doch sie waren verstimmt (schämten sich?) und ließen auf der Stelle alles stehen und liegen.

Vor der Farm kommen wir eben dazu, wie Wladimir Lawrow seine Schutzbefohlenen dentistisch behandelt – mit der Baumsäge. Er kürzt ihnen die Schneide der Nagezähne, die dem Biber täglich einen Millimeter wächst. In der Hand des Menschen sind keine Stämme zu fällen (ein Kilo belaubter Äste pro Tag und Kopf, dazu Wiesenkraut, Gemüse und etwas Gerste werden frei Box geliefert), also ist überschüssiger Zahnschmelz zu entfernen. Ein harmloser Vorgang, als ob unsereiner sich eben die Nägel schneidet. Natürlich sicherten wir uns ein Endchen Biberzahn fürs Portemonnaie; es verbürgt Geld, Gesundheit und Wohlgelittensein bei der Braut.

Ein Scherz soll die Ehrfurcht nicht verdrängen vor diesem Flecken Land, der Wiege des wiedererstandenen Eurasischen Bibers. Um die Jahrhundertwende war seine Art nahezu ausgerottet. 1923 entstand hier der Anfang des Schutzparks, in dem versucht werden sollte, einige der letzten Biberkolonien zu erhalten. 1932 bezogen Wildfänge die ersten Zuchtgehege, zwei Jahre später gab es die Meldung vom Nachwuchs in Menschenhand.

Acht jungerwachsene Biber waren die ersten Aussiedler; man brachte sie nach einer Region der Halbinsel Kola, wo das Verschwinden ihrer Sippe noch nicht allzu lange zurücklag. Heute leben auf dem Territorium der Sowjetunion mehr als 300 000 Biber, vom Polarkreis bis zum Wolgadelta, vom Neman bis nach Baikalien. Der Biber konnte aus dem Rotbuch gefährdeter Tiere gestrichen werden; 1963 begann wieder eine „begrenzte Nutzung", Jagd mit streng bezifferter Abschußerlaubnis.

Biberchef Lawrow spricht über die Aussichten großwirtschaftlicher Züchtung des Castor fiber. Sie sei schwieriger als die Farmhaltung des deutlich kleineren Amerikanischen Bibers (Castor canadensis). Paare gewöhnten sich schwer aneinander; es komme vor, daß ein männliches Tier allein aus Mangel an Zuneigung einem brünstigen Weibchen die Zähne weist. Im Vermehrungszyklus treten auch bei fruchtbaren Ehen längere Pausen ein, deren Ursachen noch unbekannt sind.

So konnte Wladimir Lawrow jenem Herrn aus südlicher Gebirgsregion, der ihn mit praller Brieftasche aufsuchte, um fünf Dutzend Zuchtbiber käuflich zu erwerben, nur von Experimenten abraten. Möglicherweise bringt „halbfreie Haltung" unter Aufsicht erfahrener Biologen den Ertrag an begehrtem Pelzwerk und Diätfleisch – nicht zu vergessen das als Heilmittel gepriesene, seit alters teuer bezahlte „Bibergeil", eine ölige Masse aus den Analdrüsen beider Geschlechter. Dieser phenolartig riechende Stoff hat tatsächlich biologisch aktive, unter anderem keimtötende Eigenschaften. Man arbeitet an Methoden, das Produkt der „Geilsäcke" – wegen dem die Biber in der Vergangenheit zu aber Tausenden sterben mußten – bei Lebzeiten der Besitzer regelmäßig zu gewinnen, um es an Meistbietende von Pharmazie und Kosmetik zu veräußern.

In der Birkenallee hinter der Försterei treffen wir die langgedienten Heger Nikolai Mitrofanowitsch und Nikolai Michailowitsch. Fragen, ob sie oft Gebrauch machen müssen von der Büchse über ihrer Schulter. – Antwort: „Fast gar nicht." Der innere Bereich des heutigen Biosphärenschutzgebietes, selbst von Wissenschaftlern kaum betreten, ist eine Zone völliger Ruhe. Und wenn am Außenring Holzdiebe gestellt werden, dient die Waffe meist nur als Zubehör zur respektheischenden Uniform (Nikolai I.: „Weißt du noch, einmal hatte der andere, der zum Heumachen gekommen war, deine Flinte in der Hand!" – Nikolai II. schweigt, kann sich offenbar nicht erinnern).

Öfter allerdings verschießen beide Nikolais geräuscharmes Kleinkaliber... Woronesher Patent. Spezialgeschosse dienen dazu, ein Stück Wild für kurze Zeit zu „immobilisieren". Was zum Beispiel erforderlich war, als große Rudel von Hirschen sich zum Schaden des Pflanzenwuchses gar zu häuslich in der jagdverschonten Gegend eingerichtet hatten. So wurden statt einer Dezimierungsjagd die unerwünschten Kostgänger eingesammelt und nach einer neuen Heimat auf den Weg gebracht. Die vom Treffer erzeugte Benommenheit ist für die Tiere schonender als die „chemische Keule" einer schweren Betäubung. Lizenzen gingen schon nach Frankreich, den USA und Kanada.

Dieser Beitrag entstand mit freundschaftlicher Unterstützung der sowjetischen Nachrichtenagentur Nowosti-APN

Jede Biberfamilie – sie besteht aus dem Elternpaar mit dem Nachwuchs erster und zweiter, manchmal auch einer dritten Generation – belegt ein markiertes Territorium und verteidigt es gegen fremde Artgenossen (auch die voll erwachsenen Kinder werden schließlich zur Abwanderung gezwungen). Die Uferlänge der Reviere braucht an einem Sumpf oder See nicht mehr als vierzig, fünfzig Meter zu betragen – gegenüber zwei, drei Kilometern etwa an schmalen Waldflüßchen. Streng respektiert werden „neutrale Zonen" von einigen hundert Meter Breite.

Im nächsten Heft:

Insel im Eismeer

Spitzbergen (Svalbard) – zu Gast am Nordpol, aber noch in Europa. Ein ungewöhnlicher Report über Menschen, die am 79. Breitengrad eine Mission erfüllen.

Foto: V. Billeb

Künstliche Haut?

Unsere Haut schützt den Körper vor Krankheitskeimen, reguliert Wärme und Kälte. Sie reagiert auf Zärtlichkeit und hält den Körper zusammen. Was ist, wenn dieser schützende Mantel verbrennt?

Auf dem Drahtesel durchs Tulpenland

FREIE WELT-Reisen stellt Routen für Anhänger des Radwanderns vor und gibt wichtige Tips, damit ein Fahrradtrip durch die Niederlande ein Vergnügen wird.

Foto: Archiv

Pärchen vor dem Kolosseum...

... und Ostermesse auf dem Petersplatz: Das ist Rom im April.

Foto: ZB/Simon

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

„Ach, Schwarzäuglein, küß mich nur einmal", bittet der Kavalier seine Dame, „gib mir in deinem Herzen ein Plätzchen." Er spricht seine Liebeserklärung vor aller Augen, der Vorhang ist hochgezogen. Es ist eine Eigenart vieler russischer Volksbilderbogen, die Helden auf eine Theaterbühne zu stellen. Von treuherziger Einfalt ist stets die Sicht auf die Dinge, doch fallen die Szenen oft weniger züchtig aus als auf diesem Blatt (ein kolorierter Kupferstich um 1830). Großer Beliebtheit erfreut sich die Darstellung der Blinybäkkerin, die sich mit derbem Mutterwitz des handgreiflichen Antrags eines aufdringlichen Charmeurs erwehrt. Die Lubki hatten ihre Zeit zwischen der Mitte des 17. und dem Ende des 19. Jahrhunderts. „Lub" heißt der Lindenbast, der als Schreibmaterial und zum Flechten von Körben und Schachteln dient, aber auch das Brett aus Lindenholz. Die ersten Lubki, ehe sie von Kupferstichen und Lithographien verdrängt wurden, waren Holzschnitte. Die Druckstöcke schnitzte man aus eben jenen Lindenbrettern. Die Moskauer Lubjanka, später aus ganz anderen Gründen berüchtigt, war einst die Adresse der Holzschneider, Kupferstecher und Lithographen.

Constanze Treuber

Reproduktion: Peter Kalbe

PREISFRAGE

Welcher russische Zar (1672–1725) schmückte seine Gemächer mit Lubki, ehe er bei Hofe westeuropäischen Geschmack einführte und die Volkskunst der Verachtung anheimfiel?

Antwort bitte auf Postkarte mit dem Kennwort „Lubok 1" an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Einsendeschluß: 11. 4. 1990. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M.